



Leseprobe

Oscar Wilde

Oscar Wilde, Gesammelte Werke

Gebunden in feinem Leinen mit goldener Schmuckprägung. Enthält u.a. Das Bildnis des Dorian Gray & Märchen

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 06. März 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Oscar Wilde war der wohl schillerndste Kopf unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Von seinen Lesern geliebt wie wegen seines Lebenswandels von vielen verachtet, ging der Dandy einen tragischen Weg vom gefeierten Erfolgsautor zum ausgestoßenen Gefängnisinsassen. Dieser Band vereinigt sein faszinierendes, vielgestaltiges Werk: den Roman Das Bildnis des Dorian Gray, seine besten Geschichten, Märchen und Essays, das Theaterstück Lady Windermere's Fächer und seine Gefängnisschriften wie die Ballade vom Zuchthaus in Reading.

Autor

Oscar Wilde

Oscar Wilde wurde 1854 in Dublin geboren. Der Vater war Leibarzt der Königin Viktoria, seine extravagante Mutter führte einen intellektuellen Salon nach französischem Muster. Wilde studierte erst am Trinity College in Dublin, dann in Oxford, wo er sich mehr und mehr einem Ästhetizismus zuwandte, den er nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben zum Maß aller Dinge machte. 1884 heiratete er in London; 1885 und 1886 kamen seine beiden Söhne zur Welt. In den folgenden Jahren entfremdete er sich zunehmend von seiner Frau und wurde sich wohl auch seiner homoerotischen Neigungen deutlicher bewusst. Gleichzeitig nahm sein Ruhm stetig zu; in rascher Folge entstanden Essays, sein einziger Roman "Das Bildnis des Dorian Gray", die Märchen, Erzählungen und mehrere

Oscar Wilde
Gesammelte Werke

OSCAR WILDE

GESAMMELTE WERKE

Aus dem Englischen
von Alfred Brieger, Alfred W. Fred,
Kim Landgraf, Rudolf Lothar,
Max Meyerfeld, Wilhelm Schölermann,
Frieda Uhl und Paul Wertheimer

Anaconda

Sämtliche Texte dieser Ausgabe (mit Ausnahme der »Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend«) wurden der Edition Oscar Wilde: *Werke in zwei Bänden*. Hrsg. und eingeleitet von Arnold Zweig. Berlin: Th. Knaur Nachf. o. J. [1930] entnommen. Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013, 2023 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Napoleon Sarony (1821–1896), Portrait of Oscar Wilde (1882),
Private Collection / bridgemanart.com
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagnar Herrmann, Köln
Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86647-927-2
www.anacondaverlag.de

INHALT

- 7 Das Bildnis des Dorian Gray
(übersetzt von Alfred W. Fred)
- 199 Lord Artur Saviles Verbrechen und andere Geschichten
(übersetzt von Frieda Uhl)
- 299 Deutungen
(übersetzt von Paul Wertheimer)
- 299 Der Kritiker als Künstler (Teil I und II)
- 368 Der Verfall der Lüge
- 399 Feder, Pinsel und Gift
- 419 Die Wahrheit der Masken
- 443 Die Seele des Menschen unter dem Sozialismus
(übersetzt von Paul Wertheimer)
- 477 Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend
(übersetzt von Kim Landgraf)

- 481 Märchen
481 Das Granatapfelhaus
(übersetzt von Frieda Uhl)
555 Der glückliche Prinz und andere Märchen
(übersetzt von Rudolf Lothar)
594 Gedichte in Prosa
(übersetzt von Rudolf Lothar)
- 603 Lady Windermeres Fächer
(übersetzt von Alfred Brieger)
- 659 Epistola in carcere et Vinculis (De Profundis)
(übersetzt von Max Meyerfeld)
- 765 Aus dem Gefängnis
(übersetzt von Max Meyerfeld)
- 780 Die Ballade vom Zuchthaus in Reading
(übersetzt von Wilhelm Schölermann)

DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY

VORREDE

Der Künstler ist der Schöpfer schöner Dinge.

Kunst offenbaren, den Künstler verbergen, ist das Ziel der Kunst.

Kritiker ist, wer seinen Eindruck von schönen Dingen in einer anderen Form oder in einem anderen Stoff wiederzugeben vermag.

Die höchste wie die niedrigste Form der Kritik ist eine Art Selbstbekenntnis.

Wer in schönen Dingen einen hässlichen Sinn entdeckt, ist verderbt, ohne liebenswürdig zu sein – was ein Fehler ist.

Wer in schönen Dingen einen schönen Sinn entdeckt, hat Kultur. Aus ihm kann noch etwas werden.

Das sind die Auserwählten, denen schöne Dinge einzig Schönheit bedeuten.

Es gibt weder moralische noch unmoralische Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Sonst nichts.

Die Abneigung des 19. Jahrhunderts gegen den Realismus ist die Wut Calibans, der seine eigene Fratze im Spiegel sieht.

Die Abneigung des 19. Jahrhunderts gegen die Romantik ist die Wut Calibans, der sein Gesicht nicht im Spiegel sieht.

Das sittliche Dasein des Menschen gibt dem Künstler einen Stoff neben vielen anderen; die Sittlichkeit in der Kunst besteht jedoch im vollendeten Gebrauch unvollkommener Mittel.

Der Künstler hat niemals das Bedürfnis, etwas zu beweisen. Sogar das Wahre kann bewiesen werden.

Der Künstler hat keinerlei ethische Neigungen. Ethische Neigungen beim Künstler sind unverzeihliche Manieriertheit.

Es gibt nichts Krankhaftes in der Kunst. Der Künstler vermag alles auszudrücken.

Gedanken und Sprache sind für den Künstler Werkzeuge.

Laster und Tugend sind für den Künstler Stoffe.

Vom Gesichtspunkt der Form aus ist die Musik die höchste aller Künste. Vom Gesichtspunkt des Gefühls ist die Kunst des Schauspielers die höchste.

Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol.

Wer unter die Oberfläche gräbt, tut es auf eigene Gefahr.

Wer das Symbol herausliest, tut es auf eigene Gefahr.

In Wahrheit ist der Betrachter, nicht aber das Leben ein Spiegel.

Gegensätze in den Urteilen über ein Kunstwerk beweisen seine Neuheit, Vielfältigkeit und Lebenskraft.

Wenn die Kritiker untereinander uneinig sind, ist der Künstler mit sich einig gewesen.

Man kann einem Menschen verzeihen, dass er etwas Nützliches schafft, solange er nicht verlangt, dass man seine Arbeit bewundert. Die einzige Entschuldigung für den, der etwas Nutzloses tut, liegt darin, dass man seine Schöpfung inbrünstig bewundert.

Alle Kunst ist gänzlich nutzlos.

Oscar Wilde

ERSTES KAPITEL

Das Atelier war erfüllt von starkem Rosenduft, und wenn der leichte Sommerwind die Bäume im Garten draußen bewegte, drang durch die offene Tür der schwere Geruch des Flieders oder der zartere Duft der Rotdornblüten.

Lord Henry Wotton lag auf einem Diwan mit persischen Satteltaschen und rauchte, wie gewöhnlich, unzählige Zigaretten. Von seiner Ecke aus konnte er gerade noch den Schimmer der honigsüßen und honigfarbenen Goldregenblüten sehen, deren zitternde Zweige kaum noch die Last ihrer flammenden Schönheit zu tragen schienen; dann und wann grüßten auch durch die langen Seidenvorhänge, die vor das große Fenster gezogen waren, fantastische Schatten vorbeifliegender Vögel. Das gab einen Augenblick eine japanische Stimmung und ließ den Liegenden an die Maler von Tokio denken mit den, wie aus blassem Bernstein geschnitzten Gesichtern, die mit den

Mitteln einer Kunst, die nur unbeweglich sein kann, die Empfindung von Schnelligkeit und Bewegung hervorzubringen suchen. Das dumpfe Summen der Bienen, die ihren Weg durch das hohe, ungemähte Gras suchten oder mit zäher Beharrlichkeit um die goldbestäubten Trichter des wuchernen Geißblatts kreisten, ließ die Stille noch drückender erscheinen. Das dumpfe Brausen Londons wirkte wie die Basstöne einer fernen Orgel.

In der Mitte des Raumes lehnte auf einer aufrechten Staffelei das lebensgroße Bild eines ganz außerordentlich schönen Jünglings, und vor der Staffelei saß, ein paar Schritte weit entfernt, der Maler Basil Hallward, dessen plötzliches Verschwinden vor einigen Jahren so viel Aufsehen gemacht und zu so vielen merkwürdigen Vermutungen Anlass gegeben hat.

Während der Maler die graziöse und anmutige Gestalt ansah, die seine Kunst so kunstvoll gespiegelt hatte, schien ein heiteres Lächeln über sein Gesicht zu gehen und dort zu verweilen. Plötzlich aber fuhr er auf, schloss die Augen und presste die Finger auf die Lider, als fürchte er, aus einem seltsamen Traum zu erwachen, und suche, ihn im Gehirn festzuhalten.

»Es ist Ihr bestes Werk, Basil, das beste, was Sie je gemacht haben«, sagte Lord Henry matt. »Sie müssen es nächstes Jahr unbedingt in die Grosvenor-Galerie schicken. Die Academy ist zu groß und zu gewöhnlich. Immer, wenn ich hingegangen bin, waren entweder so viel Leute da, dass ich die Bilder nicht sehen konnte, was schlimm, oder so viel Bilder, dass ich die Leute nicht sehen konnte, was noch schlimmer war. Die Grosvenor-Galerie ist der einzig richtige Platz.«

»Ich glaube nicht, dass ich es überhaupt ausstellen werde«, antwortete der Maler und warf den Kopf in jener merkwürdigen Weise zurück, über die schon seine Freunde in Oxford gelacht hatten. »Nein – will es nicht ausstellen.«

Lord Henry zog die Augenbrauen hoch und sah den anderen durch die dünnen blauen Rauchwolken, die in fantastischen Wirbeln von der starken, opiumhaltigen Zigarette aufstiegen, erstaunt an.

»Überhaupt nicht ausstellen? Ja warum, mein Lieber? Haben Sie irgendeinen Grund dafür? Was für Käuze ihr Maler doch seid! Ihr tut alles Erdenkliche, euch einen Namen zu machen – habt ihr ihn dann endlich, scheint ihr nur das eine Bedürfnis zu haben, ihn wieder loszuwerden. Das ist sehr dumm von Ihnen, denn es gibt nur eine Sache auf der Welt, die peinlicher ist, als in aller Mund zu sein, und das ist: in niemandes Mund zu sein. Ein Bild wie das da gäbe Ihnen eine Stellung weit über allen jungen Leuten in England und würde die alten rasend machen, soweit alte Leute überhaupt noch einer Empfindung fähig sind.«

»Ich weiß, dass Sie über mich lachen werden, aber ich kann es nicht ausstellen. Wirklich nicht. Es ist zu viel von mir selbst darin.«

Lord Henry streckte sich auf dem Diwan und lachte.

»Ich habe ja gewusst, dass Sie lachen würden; es bleibt aber doch wahr.«

»Zu viel von Ihnen selbst? Auf mein Wort, Basil, ich hätte nie gedacht, dass Sie so eitel sind! Ich kann wirklich keine Ähnlichkeit entdecken zwischen Ihnen mit Ihrem rauen, strengen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar und diesem jungen Adonis, der aussieht, als wäre er aus Elfenbein und Rosenblättern erschaffen. Mein lieber Basil, er ist ein Narziss, während Sie ... Natürlich haben Sie ein geistvolles Gesicht und so weiter. Aber die Schönheit, die wirkliche Schönheit hört da auf, wo der geistvolle Ausdruck anfängt. Geist ist an sich eine Art Übermaß und zerstört die Harmonie jedes Gesichts. Sobald man sich hinsetzt, um zu denken, wird man nur Nase oder nur Stirn oder sonst etwas Gräuliches. Sehen Sie sich doch einmal alle die Leute an, die in gelehrten Berufen etwas geleistet haben. Sie sind alle ausgesprochen hässlich. Natürlich mit Ausnahme der Geistlichen. Aber die Geistlichen denken eben nicht. Ein Bischof sagt mit achtzig Jahren noch dasselbe, was er als achtzehnjähriger Bursch gesagt hat, und infolgedessen sieht er entzückend aus. Ihr geheimnisvoller junger Freund, dessen Namen Sie mir nie verraten haben, dessen Bild mich aber bezaubert, denkt niemals. Davon bin ich ganz überzeugt. Er ist so ein hirnloses, schönes Geschöpf, wie wir sie im Winter immer um uns haben sollten, wenn es keine Blumen zum Ansehen gibt, und im Sommer, wenn wir etwas brauchen, unseren Geist abzukühlen. Geben Sie sich keinen Illusionen hin, Basil: Sie sehen ihm ganz und gar nicht ähnlich.«

»Sie haben mich nicht verstanden, Henry«, antwortete der Künstler. »Natürlich sehe ich ihm nicht ähnlich – das weiß ich selbst. In Wirklichkeit wäre es mir gar nicht recht, wenn ich ihm ähnlich sähe. Sie brauchen gar nicht die Achseln zu zucken. Es gibt eine besondere Tragik der physischen und geistigen Vornehmheit, die dem Schicksal der Könige gleicht, deren Irrwegen in der Weltgeschichte man immer wieder nachspürt. Es ist besser, sich von seinen Nebenmenschen nicht allzu sehr zu unterscheiden. Die Hässlichen und die Dummen haben's am besten in dieser Welt. Sie können ruhig dasitzen und das Spiel begaffen. Sie wissen nichts von Siegen, aber auch Niederlagen bleiben ihnen erspart. Sie leben dahin, wie wir alle es sollten: ungestört, gleichgültig und ohne Missbehagen. Sie bringen anderen kein Unheil, empfangen kein Unheil von fremder Hand. Wir anderen müssen alle bezahlen: Sie für Ihren Stand und Reichtum, ich für meinen Geist, so viel ich davon habe, für meine Kunst, so viel sie wert ist, Dorian Gray für seine

schöne Erscheinung, wir alle müssen für die Geschenke der Götter leiden, furchtbar leiden ...«

»Dorian Gray? Heißt er so?«, fragte Lord Henry, durch das Atelier auf Basil Hallward zugehend.

»Ja, so heißt er. Ich wollte Ihnen eigentlich seinen Namen nicht nennen ...«

»Aber warum nicht?«

»Ich kann Ihnen das nicht so genau erklären. Wenn ich einen Menschen sehr, sehr lieb habe, verrate ich seinen Namen keiner Seele. Das käme mir vor, als lieferte ich einen Teil von ihm aus. In mir wächst immer mehr die Vorliebe für alles Geheimnisvolle. Das scheint noch die einzige Art zu sein, wie man unser modernes Leben rätselhaft und wunderbar gestalten kann. Die gewöhnlichste Begebenheit wird entzückend, wenn man sie vor anderen verbirgt. Ich sage auch nie, wohin ich reise, wenn ich einmal wegfahre. Wenn ich's täte, wäre mein ganzes Vergnügen hin. Das mag eine alberne Gewohnheit sein, aber sie bringt doch ein wenig Romantik ins Leben. Sie halten mich jetzt wohl für sehr töricht?«

»Nicht im Geringsten«, antwortete Lord Henry. »Nicht im Mindesten, mein lieber Basil. Sie scheinen zu vergessen, dass ich verheiratet bin, und dass der Hauptreiz der Ehe ja darin liegt, dass beide Teile gezwungen sind, ein Leben der Täuschung und Verstellung zu führen. Ich weiß nie, wo meine Frau ist; meine Frau weiß nie, was ich mache. Wenn wir uns treffen – und wir treffen uns gelegentlich, wenn wir zu demselben Diner geladen sind oder einmal gleichzeitig zum Herzog aufs Land fahren –, erzählen wir uns die albernsten Geschichten mit dem ernsthaftesten Gesicht. Meine Frau kann das glänzend – ohne Frage weit besser als ich. Sie verwickelt sich nie in Widersprüche, was bei mir beständig vorkommt. Wenn sie mich aber dabei ertappt, macht sie mir nie eine Szene. Manchmal wünschte ich, sie tät es – aber sie lacht mich nur aus.«

»Ich hasse die Art, wie Sie über Ihre Ehe sprechen, Henry«, sagte Basil und ging auf die Tür zu, die in den Garten führte. »Ich glaube, Sie sind in Wirklichkeit ein sehr guter Ehemann und schämen sich dessen bloß. Sie sind überhaupt ein absonderlicher Mensch: Sie sagen nie etwas Moralisches und tun nie etwas Unmoralisches. Ihr Zynismus ist nichts als Pose.«

»Natürlichkeit ist nichts als Pose. Und zwar die ärgerlichste, die ich kenne«, rief Lord Henry lachend aus.

Die beiden jungen Männer gingen nun zusammen in den Garten hinaus und ließen sich auf einer langen Bambusbank nieder, die im Schatten eines hohen Lorbeerbusches stand. Die Sonnenlichter tanzten über die glatten Blätter. Im Grase zitterten weiße Gänseblümchen.

Nach einer Weile zog Lord Henry die Uhr und sagte leise: »Ich muss leider fort, Basil. Aber bevor ich gehe, müssen Sie mir noch die Frage beantworten, die ich vorhin an Sie gerichtet habe.«

»Was war das?«, sagte der Maler, die Augen fest zur Erde gerichtet.

»Sie wissen es sehr gut.«

»Ich weiß es nicht, Henry.«

»Gut, ich will also nochmals fragen: Erklären Sie mir, warum Sie Dorian Grays Bild nicht ausstellen wollen. Ich möchte aber den wirklichen Grund wissen.«

»Ich habe Ihnen den wirklichen Grund gesagt.«

»Nein, das haben Sie nicht getan! Sie haben gesagt, weil zu viel von Ihnen selbst darin ist. Das ist kindisch.«

»Henry«, sagte Basil Hallward und sah Lord Henry gerade in die Augen. »Jedes Porträt, das mit Empfindung gemalt ist, ist ein Bildnis des Künstlers, nicht der Person, die es darstellt. Diese ist nur der Anlass, die Gelegenheit. Nicht sie wird vom Maler enthüllt – der Maler offenbart auf der farbigen Leinwand sich selbst. Ich will also dies Bild nicht ausstellen, weil ich fürchte, ich habe darin das Geheimnis meiner eigenen Seele gezeigt.«

Lord Henry lachte. »Und was ist das?«, fragte er.

»Ich will es Ihnen sagen«, antwortete Hallward; in sein Gesicht aber trat ein Ausdruck peinlicher Verlegenheit.

»Ich bin gespannt, Basil«, fuhr sein Begleiter fort und sah ihn dabei an.

»Es ist nicht viel, Henry, und Sie verstehen es wohl kaum. Vielleicht glauben Sie mir nicht einmal.«

Lord Henry lächelte und betrachtete ein Gänseblümchen mit rosa angehauchten Blättern, das er, sich zum Gras bückend, gepflückt hatte. »Ich werde Sie gewiss verstehen«, erwiderte er, den Blick aufmerksam auf das kleine goldene, weiß gefiederte Rund der Blume gerichtet. »Und glauben? – Ich kann alles glauben, vorausgesetzt, dass es recht unwahrscheinlich ist.«

Der Wind schüttelte ein paar Blüten von den Bäumen und die schweren, vielgesternteten Trauben der Fliederbüsche bewegten sich hin und her in der schwülen Luft. Eine Grille begann an der Gartenmauer zu zirpen und wie ein blauer Faden huschte eine lange, dünne Libelle auf ihren braunen Schleierflügeln vorbei. Lord Henry glaubte Basil Hallwards Herz pochen zu hören und war neugierig, was wohl kommen mochte.

»Die Geschichte ist sehr einfach«, sagte der Maler nach einer Weile. »Vor zwei Monaten war ich auf einem der Massenempfänge bei Lady Brandon. Sie wissen, wir armen Künstler müssen uns von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft zeigen, um das Publikum daran zu erinnern, dass wir keine Wilden

sind. Sie haben einmal zu mir gesagt: Im schwarzen Frack und weißer Krawatte kann selbst ein Börsenmensch zivilisiert aussehen. Nun denn, ich war etwa zehn Minuten da und sprach mit pompösen, aufgeputzten Witwen und langweiligen Mitgliedern der Academy, da merkte ich plötzlich, dass jemand mich anblickte. Ich wendete mich halb um und sah Dorian Gray zum ersten Mal. Ich spürte, wie ich blass wurde, als sich unsere Blicke begegneten. Ein merkwürdiges Angstgefühl überkam mich. Ich wusste, ich stand einem Menschen Aug in Auge gegenüber, dessen Persönlichkeit so stark auf mich wirkte, dass sie, wenn ich sie gewähren ließe, mich völlig in Besitz nehmen würde – mein ganzes Wesen, meine Seele, ja selbst meine Kunst. Ich hatte keinerlei Bedürfnis nach äußeren Einflüssen auf mein Leben. Sie wissen ja selbst, Henry, wie eigenwillig ich von Haus aus bin. Ich bin immer mein eigener Herr gewesen; war es wenigstens, bis ich Dorian Gray traf. Dann – aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen das begreiflich machen soll. Irgendetwas schien mir zu sagen, dass ich an einem bedeutsamen Wendepunkt meines Lebens stand. Ich hatte das sonderbare Empfinden, dass das Schicksal die ausgesuchtesten Freuden und die ausgesuchtesten Schmerzen für mich bereithalte. Mich schauderte und ich wollte hinausgehen. Nicht das Gewissen hat mich dazu getrieben, sondern eine Art Feigheit. Ich bilde mir nichts darauf ein, diese Flucht versucht zu haben.«

»In Wirklichkeit sind Gewissen und Feigheit dieselbe Sache. Gewissen ist der Name, unter dem die Firma eingetragen ist – sonst gar nichts.«

»Ich glaube das nicht, Henry, und Sie glauben es auch nicht! ... Einerlei nun, aus welchem Grund es geschah – es mag auch Stolz dabei gewesen sein, denn ich war früher sehr stolz –, ich eilte der Tür zu. Natürlich rannte ich Lady Brandon direkt in die Arme. ›Sie wollen doch nicht schon gehen, Mr. Hallward?‹, kreischte sie auf. Sie erinnern sich ihrer schrillen Stimme.«

»Ja, sie ist ein Pfau in allem, bis auf die Schönheit«, sagte Lord Henry, das Gänseblümchen mit seinen langen nervösen Fingern zerpflückend.

»Ich konnte sie nicht loswerden. Sie schleifte mich zu den königlichen Hoheiten hin, zu Leuten mit den höchsten Orden und zu ältlichen Damen mit gigantischen Diademen und Papageiennasen. Sie nannte mich ihren teuersten Freund. Ich hatte sie vorher nur ein einziges Mal gesehen, aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, aus mir den Löwen der Saison zu machen. Ich glaube, damals hatte gerade ein Bild von mir Erfolg gehabt; wenigstens hatten die Zeitungen allerhand Geschwätz darüber gebracht, und das ist ja im neunzehnten Jahrhundert der Maßstab für unsere Unsterblichkeit ... Plötzlich fand ich mich dem jungen Mann gegenüber, dessen Äußeres mich so sonderbar erregt hatte. Wir standen ganz nahe beieinander, berührten uns

förmlich. Unsere Blicke trafen sich wiederum. Es war leichtsinnig von mir, aber ich bat Lady Brandon, mich ihm vorzustellen. Vielleicht war es doch nicht leichtsinnig, sondern einfach unvermeidlich. Wir hätten, auch ohne uns zu kennen, miteinander gesprochen. Gewiss. Dorian hat es mir nachher gesagt. Auch er fühlte, dass unsere Bekanntschaft Schicksalsbestimmung war.«

»Und wie hat Lady Brandon Ihnen den wunderbaren Jüngling beschrieben?«, fragte der Freund. »Ich weiß, es ist ihre Eigenart, von jedem ihrer Gäste eine kleine Charakteristik zu geben. Ich erinnere mich, wie sie mich einmal zu einem wild aussehenden alten Herrn mit hochrotem Gesicht brachte, dessen Brust mit Orden und Bändern behängt war, und mir in einem tragischen Flüsterton, der für alle Anwesenden hörbar war, die erstaunlichsten Einzelheiten über ihn ins Ohr zischelte. Ich lief einfach davon, denn ich entdeckte meine Leute gerne selbst. Lady Brandon behandelt ihre Gäste genau, wie ein Auktionator seine Waren. Sie erklärt sie einem so lange, bis nichts mehr von ihnen übrig bleibt, oder sie sagt alles – bis auf das, was man wissen will.«

»Die arme Lady Brandon! Sie urteilen sehr hart über sie, Henry«, sagte Hallward zerstreut.

»Mein lieber Freund, sie wollte einen Salon gründen und hat es nur zu einem Restaurant gebracht. Wie könnte ich sie da bewundern? Aber sagen Sie endlich, was sie über Dorian Gray erzählt hat.«

»Ach, irgendwas wie ›Entzückender Junge – seine arme Mutter und ich waren unzertrennlich, kann mich absolut nicht erinnern, was er treibt – fürchte fast – gar nichts – o doch, er spielt Klavier – oder ist es Violine, lieber Mr. Gray?‹ Wir mussten beide lachen und wurden sogleich Freunde.«

»Lachen ist kein schlechter Anfang für eine Freundschaft, und es ist gewiss ihr schönstes Ende«, sagte der junge Lord und pflückte noch ein Gänseblümchen.

Hallward schüttelte den Kopf. »Sie haben keine Ahnung, was Freundschaft ist, Henry«, sagte er ganz leise. »Ebenso wenig, was Feindschaft ist. Sie haben gerne; mit anderen Worten: Wir sind Ihnen alle gleichgültig.«

»Wie furchtbar ungerecht von Ihnen!«, rief Lord Henry, schob seinen Hut zurück und sah zu den kleinen Wolken hinauf, die wie wirre Knäuel glänzend weißer Seide über die türkisblaue Halbkugel des Himmels zogen. »Ja, furchtbar ungerecht ist das von Ihnen. Ich mache große Unterschiede zwischen Menschen: zu Freunden wähle ich hübsche, zu Bekannten gutmütige, anständige und zu Feinden kluge. Man kann nämlich nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Feinde sein. Ich habe keinen einzigen, der ein Narr ist. Es

sind sämtlich Leute von einer gewissen geistigen Höhe und darum schätzen sie mich auch alle. Bin ich sehr eingebildet? Ich glaube, ja.«

»Ich glaube auch, Henry. Aber nach Ihrer Einteilung käme ich lediglich unter die Bekanntschaften?«

»Mein lieber, alter Basil, Sie sind sicher mehr, weit mehr als eine Bekanntschaft.«

»Und weit weniger als ein Freund! Wohl eine Art Bruder?«

»Ach, Bruder! Bleiben Sie mir mit Brüdern gewogen! Mein ältester will nicht sterben und meine jüngeren tun offenbar auch nichts anderes.«

»Henry!«, rief Basil mit gerunzelter Stirne.

»Mein lieber Freund, ich meine das natürlich nicht ganz so ernst. Aber ich kann mir nicht helfen, ich verabscheue meine Verwandten. Ich vermute, das kommt daher, dass keiner von uns seine eigenen Fehler bei einem anderen vertragen kann. Ich halte es da durchaus mit den englischen Demokraten und ihrer Wut auf das, was sie die Laster der herrschenden Stände nennen. Die Massen fühlen, dass Trunksucht, Stumpfsinn und Unsittlichkeit ihre Spezialität sein sollten, und dass ihre Vorrechte verletzt werden, wenn sich einer von uns blamiert. Als der arme Southwark damals seinen Scheidungsprozess hatte, war ihre Entrüstung geradezu prachtvoll. Und trotzdem lebt meiner Meinung nach nicht der zehnte Teil des Proletariats anständig.«

»Ich stimme nicht einer einzigen Ihrer Bemerkungen bei, und, was mehr ist, Henry, ich fühle, dass Sie selbst an sie nicht glauben!«

Lord Henry strich sich den spitzen braunen Bart und stieß mit dem Ebenholzstock, an dem eine kleine Quaste hing, gegen die Kappe seines Lackstiefels.

»Wie englisch Sie sind, Basil! Sie machen heute zum zweiten Mal diesen Einwurf. Wenn man einem richtigen Engländer eine Idee mitteilt, was ja immer unbesonnen ist, fällt es ihm nicht im Traum ein, zu überlegen, ob die Idee richtig oder falsch ist. Das Einzige, was ihm von Belang scheint, ist, ob der Sprecher glaubt, was er sagt oder nicht. Aber der Wert eines Gedankens hat nicht das Geringste mit der Ehrlichkeit dessen, der ihn ausspricht, zu schaffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Idee um so geistreicher sein, je unaufrichtiger der Mann ist. Dann haben nämlich weder seine Mängel, noch seine Wünsche, noch seine Vorurteile auf sie abgefärbt. Indes, ich habe nicht die Absicht, politische, soziale oder philosophische Diskussionen mit Ihnen zu führen. Mir sind Menschen lieber als Grundsätze und grundsatzlose Menschen überhaupt das Liebste auf der Welt. Erzählen Sie mir mehr von Dorian Gray. Wie oft sehen Sie ihn?«

»Jeden Tag. Ich wäre unglücklich, wenn ich ihn einen Tag nicht sähe. Er ist für mich einfach notwendig.«

»Merkwürdig! ... Ich habe immer geglaubt, Sie kümmerten sich nie um etwas anderes als um Ihre Kunst.«

»Meine Kunst und er – das ist jetzt nur eins«, sagte der Maler ernsthaft. »Manchmal glaube ich, Henry, dass es nur zwei wichtige Epochen in der Weltgeschichte gibt. Die erste ist die Einführung einer neuen künstlerischen Technik und die zweite die Erscheinung eines neuen Kunsttypus. Was die Erfindung der Ölmalerei für die Venezianer war, das war das Gesicht des Antinous für die spätgriechische Plastik, und das wird das Gesicht Dorian Grays eines Tages für mich sein. Das, worauf es ankommt, ist nicht, dass ich ihn male, zeichne, skizziere. Natürlich habe ich das alles getan, aber er ist weit mehr für mich als ein Modell oder ein Mensch, der mir sitzt. Ich will gewiss nicht behaupten, dass ich unzufrieden mit dem bin, was ich nach ihm gemacht habe, oder dass seine Schönheit von einer Art ist, die die Kunst nicht ausdrücken kann. Es gibt überhaupt nichts, was die Kunst nicht ausdrücken kann, und ich weiß: was ich geschaffen habe, seitdem ich Dorian Gray kenne, ist gut, ja, das Beste, was mir je gelungen ist. Aber auf irgendeine sonderbare Weise – ich glaube nicht, dass Sie das verstehen werden – hat mir seine Persönlichkeit eine vollständig neue Art der Kunst, einen durchaus neuen Stil offenbart. Ich sehe jetzt die Dinge ganz anders, ich empfinde sie anders, ich kann das Leben auf eine Art neu schaffen, die mir früher verschlossen war. ›Ein Traum von Form in den Tagen des Denkens‹ – wer hat das doch gesagt? Ich weiß nicht mehr, aber es ist genau das, was Dorian Gray für mich bedeutet. Was die bloße Anwesenheit dieses Knaben – denn für mich ist er kaum mehr als ein Knabe, wenn er auch schon über die zwanzig hinaus ist – für mich bedeutet, können Sie sich gar nicht vorstellen. Ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, enthüllt er mir die Linien einer neuen Schule, einer Schule, in der die ganze Leidenschaft der Romantik enthalten ist und die ganze Vollkommenheit des griechischen Geistes. Die Harmonie von Seele und Leib – wie viel ist das doch! Wir in unserem Wahnsinn haben die beiden voneinander getrennt und haben einen Realismus erfunden, der gemein, und einen Idealismus, der leer ist. Henry, wenn Sie wüssten, was mir Dorian Gray ist! Erinnern Sie sich der Landschaft, die ich einmal gemalt habe, und für die mir Agnew eine so ungeheure Summe angeboten hat, und die ich doch nie weggeben wollte? Es ist sicher eine der besten Sachen, die ich je gemacht habe. Und warum ist sie das? Weil, während ich sie gemalt habe, Dorian Gray neben mir saß. Irgendein feiner Strom ging von ihm zu mir, und zum ersten Mal in meinem Leben entdeckte ich in dem simplen

Hügelland, das ich malte, das Wunder, nach dem ich immer gesucht hatte und das ich nie herausbringen konnte.«

»Basil, das ist ja eine ganz außerordentliche Geschichte! ... Ich muss Dorian Gray kennenlernen.«

Hallward sprang von der Bank auf und ging im Garten hin und her. Erst nach einer Weile kam er zurück.

»Henry«, sagte er, »Dorian Gray ist für mich einfach ein künstlerisches Motiv. Möglich, dass Sie gar nichts an ihm finden – ich finde alles in ihm. Er ist nie mehr in meiner Arbeit gegenwärtig, als wenn sie in Wirklichkeit auch nicht einen Schatten von ihm enthält. Er ist für mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, die Anregung zu einem neuen Stil. Ich finde ihn in gewissen Linien wieder, in der Lieblichkeit und Zartheit gewisser Farben. Das ist alles.«

»Wenn das alles ist, warum wollen Sie dann sein Bild nicht ausstellen?«, fragte Lord Henry.

»Weil ich, ohne es zu wollen, den Ausdruck all dieser ganz merkwürdigen Künstlervergötterung hineingelegt habe. Natürlich habe ich Dorian nie etwas davon gesagt. Er hat von alledem keine Ahnung und soll auch nie etwas davon erfahren. Aber die Welt könnte es erraten; und ich will meine Seele ihren oberflächlichen, gierigen Blicken nicht entblößen. Mein Herz sollen sie nie unter ihr Mikroskop legen dürfen ... Es ist zu viel von mir selbst in dem Bild, Henry – zu viel von mir selbst.«

»Dichter nehmen's nicht so genau wie Sie. Die wissen, dass Leidenschaft für den Absatz ihrer Bücher sehr günstig ist. Ein gebrochenes Herz verhilft heutzutage zu einer ganzen Reihe von Auflagen.«

»Ich finde das abscheulich von Ihren Dichtern!«, rief Hallward aus. »Ein Künstler soll Schönes schaffen, aber er soll nichts von seinem eigenen Leben hineinbringen. Wir leben in einer Zeit, in der die Menschen aus der Kunst eine Art Autobiografie machen wollen. Wir haben einfach den klaren Begriff der Schönheit verloren. Später einmal will ich der Welt zeigen, was sie ist, und deshalb soll sie mein Bild des Dorian Gray niemals sehen.«

»Ich glaube, Sie haben unrecht, Basil, aber ich will mit Ihnen nicht streiten. Nur die geistig leeren Menschen streiten überhaupt! ... Sagen Sie, liebt Dorian Gray Sie sehr?«

Der Maler dachte einige Augenblicke nach, dann nach einer Weile sagte er: »Er hat mich gern. Ja, sicher, er hat mich gern. Natürlich schmeichle ich ihm fürchterlich. Ich empfinde eine ganz sonderbare Lust, ihm Dinge zu sagen, die mir später leidtun. In der Regel ist er auch entzückend zu mir und wir sitzen im Atelier und plaudern von tausend Dingen. Dann und wann ist

er allerdings gräulich rücksichtslos und scheint große Freude daran zu finden, mich zu kränken. Dann, Henry, habe ich das Gefühl, dass ich meine Seele jemandem ausgeliefert habe, der sie behandelt wie eine Blume, die man ins Knopfloch steckt, ein Schmuckstück, mit dem man seine Eitelkeit befriedigt, einen Zierrat für einen kurzen Sommertag.«

»Sommertage, Basil, dauern im Gegenteil lange«, murmelte Lord Henry. »Aber vielleicht werden Sie seiner früher müde, als er Ihrer. Es ist sehr traurig, doch ohne Zweifel: Das Genie überdauert die Schönheit. Das erklärt auch, warum wir uns so viel Mühe geben, uns zu überbilden. In dem wilden Existenzkampf, den wir führen, wollen wir etwas Dauerhaftes haben, und so füllen wir unser Gehirn mit Plunder und Tatsachen an, in der dummen Hoffnung, auf diese Art unseren Platz zu behaupten. Der durch und durch gebildete Mann – das ist das moderne Ideal. Und das Gehirn dieses durch und durch gebildeten Mannes ist etwas Fürchterliches. Es gleicht einem Kuriositätenladen voll lauter absonderlicher, verstaubter Gegenstände, die alle über ihren wahren Wert ausgezeichnet sind ... Immerhin, ich glaube, Sie werden früher müde werden als er. Eines Tages werden Sie Ihren Freund anschauen und finden, dass er etwas verzeichnet ist, oder Sie werden seine Farbe nicht mögen oder irgendetwas Ähnliches. Sie werden ihm dann in Ihrem Herzen bittere Vorwürfe machen und ganz ernsthaft davon überzeugt sein, dass er sich sehr schlecht gegen Sie benommen hat. Wenn er Sie dann das nächste Mal besucht, werden Sie völlig kühl und gleichgültig gegen ihn sein. Aber das wird sehr schade sein, denn es wird Sie selbst sehr verändern. Was Sie mir da erzählt haben, ist ein richtiger Roman. Man könnte es einen Kunstroman nennen. Das Schlimme beim Erleben von Romanen ist nur, dass man nachher so ganz unromantisch zurückbleibt.«

»Henry, bitte, sprechen Sie nicht so. Solang ich lebe, wird mich die Persönlichkeit Dorian Grays beherrschen. Sie können nicht empfinden, was ich empfinde – Sie verändern sich zu oft.«

»Ja, mein lieber Basil, das ist aber gerade der Grund, warum ich es empfinden kann. Treue Menschen kennen nur die alltägliche Seite der Liebe – die Treulosen allein begreifen die Tragödien der Liebe.« Bei diesen Worten zündete Lord Henry an einem zierlichen silbernen Büchschchen ein Wachskerzchen an und begann eine Zigarette zu rauchen, mit selbstbewusster, zufriedener Art, als hätte er den Sinn der ganzen Welt in einem Satz zusammengefasst.

Man hörte ein leises Rascheln, das von den zwitschernden Sperlingen in den grünen, wie lackiert aussehenden Efeublättern kam, und blaue Wolken schatten jagten einander über das Gras wie Schwalben. Wie hübsch war es

doch in dem Garten! Und wie entzückend waren doch die Gefühlsregungen anderer Leute – viel entzückender als ihre Gedanken, wie es Lord Henry schien. Die eigene Seele und die Leidenschaften eines Freundes – das waren eigentlich die fesselnden Dinge des Lebens. Er stellte sich mit geheimem Vergnügen das langweilige Frühstück vor, das er durch seinen langen Besuch bei Basil Hallward versäumt hatte. Wenn er zu seiner Tante gegangen wäre, hätte er dort sicherlich Lord Goodbody getroffen und das ganze Gespräch hätte von Volksernährung und der Notwendigkeit von Musterwohnungen gehandelt. Jeder Stand hätte die Wichtigkeit gerade jener Tugenden gepredigt, die auszuüben in seinem eigenen Leben keine Notwendigkeit vorlag. Der Reiche hätte vom Wert der Sparsamkeit gesprochen und der Müßige mit ungemainer Beredsamkeit über die Würde der Arbeit. Es war reizend, all dem entgangen zu sein.

Als Lord Henry an seine Tante dachte, fiel ihm etwas ein. Er wendete sich Basil zu und sagte: »Lieber Freund, eben erinnere ich mich.«

»Woran erinnern Sie sich, Henry?«

»Wo ich den Namen Dorian Grays schon gehört habe.«

»Wo war das?«, fragte Hallward, die Stirn leicht runzelnd.

»Sehen Sie mich nicht so böse an, Basil. Es war bei meiner Tante, Lady Agatha. Sie erzählte mir, sie habe einen wundervollen jungen Menschen entdeckt, der ihr im East End helfen wolle, und er heiße Dorian Gray. Ich muss zugeben, sie hat mir nie etwas darüber gesagt, dass er so hübsch ist. Frauen haben kein Verständnis für Schönheit; wenigstens anständige Frauen nicht. Sie sagte mir, dass er ein sehr, sehr wertvoller Mensch sei und einen prachtvollen Charakter habe. Ich stellte mir sofort ein Wesen mit Brille, dünnem Haar und grässlichen Sommersprossen vor, das auf ungeheuren Füßen herumstapft. Ich wünsche jetzt, ich hätte damals gewusst, dass es Ihr Freund ist.«

»Ich bin froh, dass Sie es nicht gewusst haben, Henry.«

»Warum?«

»Ich will nicht, dass Sie ihn kennenlernen.«

»Sie wollen nicht, dass ich ihn kennenlernen?«

»Nein!«

»Mr. Dorian Gray ist im Atelier, gnädiger Herr«, meldete der Diener, der eben in den Garten heraustrat.

»Jetzt müssen Sie mich vorstellen!«, rief Lord Henry lächelnd. Der Maler wendete sich seinem Diener zu, der blinzeln in der Sonne dastand: »Bitten Sie Mr. Gray, zu warten, Parker, ich komme sofort.« Der Mann verbeugte sich und ging ins Haus zurück.

Dann sah Basil Lord Henry ins Gesicht.

»Dorian Gray ist mein teuerster Freund«, sagte er. »Er hat eine schlichte, schöne Seele. Ihre Tante hatte durchaus recht mit dem, was sie über ihn gesagt hat ... Verderben Sie ihn mir nicht. Bemühen Sie sich nicht, Einfluss auf ihn zu bekommen, denn Ihr Einfluss wäre verderblich für ihn. Die Welt ist groß, und es gibt eine Menge köstlicher Geschöpfe auf ihr – nehmen Sie mir nicht den einzigen Menschen, der meiner Kunst ihren besonderen Reiz bietet. Mein künstlerisches Dasein hängt von ihm ab. Denken Sie daran, Henry, ich vertraue Ihnen.« Er sprach sehr langsam, die Worte schienen sich aus ihm gegen seinen Willen loszuringen.

»Was für Unsinn Sie reden!«, sagte Lord Henry lächelnd, nahm Hallward beim Arm und zog ihn fast ins Haus hinein.

ZWEITES KAPITEL

Als sie eintraten, sahen sie Dorian Gray. Er saß am Klavier, den Rücken ihnen zugekehrt und blätterte in einem Bande von Schumanns »Waldszenen«.

»Sie müssen mir die Noten leihen, Basil!«, rief er aus. »Ich muss diese Musik lernen, sie ist einfach entzückend.«

»Dorian, das hängt ganz davon ab, wie Sie mir heute sitzen.«

»Es langweilt mich aber, Ihnen zu sitzen, und ich will gar kein lebensgroßes Bild von mir haben«, antwortete der Jüngling und schwang sich in dem Klaviersessel auf eine eigensinnige, ausgelassene Weise herum. Als er aber Lord Henry erblickte, stieg ein schwaches Rot einen Augenblick in seine Wangen und er fuhr auf. »Ich bitte um Entschuldigung, Basil, ich wusste nicht, dass Sie Besuch haben.«

»Das ist Lord Henry Wotton, Dorian, ein alter Freund von Oxford her. Ich habe ihm gerade erzählt, wie wunderbar Sie sitzen, und jetzt haben Sie mir alles verdorben.«

»Mir haben Sie das Vergnügen, Sie kennenzulernen, nicht verdorben, Mr. Gray«, sagte Lord Henry, ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. »Meine Tante hat oft von Ihnen gesprochen. Sie sind einer ihrer Lieblinge und, wie ich fürchte, eines ihrer Opfer.«

»Ich stehe jetzt auf Lady Agathas schwarzer Liste«, antwortete Dorian mit einem komisch reuigen Blick. »Ich hatte ihr versprochen, sie letzten Dienstag nach einem Klub in Whitechapel zu begleiten, und habe dann die ganze Geschichte vergessen. Wir sollten dort miteinander vierhändig spielen – drei Stücke, wenn ich mich recht erinnere. Sie wird mir sicher schwere Vorwür-

fe machen, wenn sie mich das nächste Mal sieht. Ich habe direkt Angst, sie zu besuchen!«

»Ich werde Sie schon mit meiner Tante versöhnen. Sie ist Ihnen sehr zusetzen, und ich glaube auch, es schadet nichts, dass Sie nicht da waren. Das Publikum hat vermutlich trotzdem gemeint, es sei vierhändig gespielt worden. Wenn sich Tante Agatha ans Klavier setzt, macht sie Lärm für zwei Personen.«

»Sie sprechen sehr schlecht von ihr und machen mir auch gerade kein Kompliment«, antwortete Dorian lachend.

Lord Henry sah ihn an. Ja, er war wirklich wunderbar schön, mit seinen fein geschwungenen dunkelroten Lippen, den offenen blauen Augen und dem welligen goldblonden Haar. In seinem Gesicht war ein Ausdruck, der sofort Vertrauen erweckte. Alle Aufrichtigkeit der Jugend lag darin und alle leidenschaftliche Reinheit der Jugend. Man fühlte, dass er bisher von der Welt noch unberührt war. Es war kein Wunder, dass ihn Basil Hallward anbetete.

»Sie sind viel zu reizend, um sich der Wohltätigkeit zu widmen, Mr. Gray – viel zu reizend!«, sagte Lord Henry, warf sich auf den Diwan und öffnete seine Zigarettendose.

Der Maler hatte inzwischen eifrig seine Farben gemischt und seine Pinsel zurechtgelegt. Er sah verärgert aus, und als er die letzte Bemerkung Lord Henrys hörte, blickte er zu ihm hin, zögerte einen Augenblick und sagte dann: »Henry, ich möchte das Bild heute fertig malen. Werden Sie es sehr grob von mir finden, wenn ich Sie bitte, uns jetzt allein zu lassen?«

Lord Henry lächelte und sah Dorian Gray an. »Soll ich gehen, Mr. Gray?«

»Bitte, bleiben Sie, Lord Henry, Basil hat heute einen schlechten Tag, und ich kann ihn nicht leiden, wenn er so ist. Außerdem möchte ich von Ihnen erfahren, warum ich mich nicht der Wohltätigkeit widmen soll.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen soll, Mr. Gray. Es ist eine so langweilige Sache, dass man nur ernsthaft darüber reden könnte. Aber jetzt, nachdem Sie mich gebeten haben, dazubleiben, gehe ich auf keinen Fall. Sie haben doch nichts dagegen, Basil? Sie haben mir so oft gesagt, dass es Ihnen angenehm ist, wenn die, die Ihnen sitzen, mit jemand plaudern können.«

Hallward biss sich auf die Lippe. »Wenn Dorian es wünscht, müssen Sie natürlich dableiben. Dorians Launen sind Gesetze für jedermann, außer für ihn selbst.«

Lord Henry nahm seinen Hut und seine Handschuhe. »Sie drängen mich ja sehr, lieber Basil, aber ich fürchte doch, ich muss gehen. Ich habe eine Verabredung mit einem Herrn im Orleansklub. Adieu, Mr. Gray! Kommen Sie

doch gelegentlich einmal nachmittags zu mir in die Curzon Street. Um fünf Uhr treffen Sie mich fast täglich. Schreiben Sie mir, bitte, wann Sie kommen. Es würde mir sehr leidtun, Sie zu verfehlen.«

»Basil«, rief Dorian Gray. »Wenn Lord Henry Wotton geht, dann gehe ich auch. Sie sprechen ja nie ein Wort, wenn Sie malen, und es ist furchtbar langweilig, auf einem Podium zu stehen und immer freundlich auszusehen. Bitten Sie ihn, dazubleiben, ich bestehe darauf.«

»Bleiben Sie Dorian und mir zuliebe«, sagte Basil, die Augen fest auf sein Bild gerichtet. »Er hat ganz recht, ich spreche nie ein Wort, während ich arbeite, höre auch nie zu, und es muss sehr langweilig für die unglücklichen Menschen sein, die mir sitzen. Ich bitte Sie, dazubleiben.«

»Was wird aber aus meiner Verabredung im Orleansklub?«

Der Maler lachte. »Ich glaube, damit wird es keine Schwierigkeit haben. Setzen Sie sich nur wieder hin, Henry. Und jetzt, Dorian, gehen Sie aufs Podium. Bewegen Sie sich nicht zu viel und geben Sie auch nicht zu viel acht auf das, was Lord Henry sagt. Er hat einen sehr bösen Einfluss auf alle seine Freunde, mich allein ausgenommen.«

Dorian Gray bestieg mit der Miene eines jungen griechischen Märtyrers das Podium und schnitt, zu Lord Henry gewandt, eine komische Grimasse. Er hatte zu diesem Mann, der so ganz anders war als Basil, eine schnelle Neigung gefasst. Die beiden bildeten einen entzückend scharfen Gegensatz. Und dann hatte er ein so schönes Organ.

Ein paar Augenblicke später sagte Dorian: »Lord Henry, haben Sie wirklich einen so bösen Einfluss? Ist es so arg, wie Basil sagt?«

»Es gibt keinen guten Einfluss, Mr. Gray. Jeder Einfluss ist unmoralisch – unmoralisch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus.«

»Warum?«

»Weil jemanden beeinflussen so viel ist wie anderen die eigene Seele leihen. Er denkt dann nicht mehr seine eigenen Gedanken, verzehrt sich nicht mehr an seinen eigenen Leidenschaften. Seine Tugenden sind gar nicht seine Tugenden. Seine Sünden – wenn es überhaupt so etwas wie Sünden gibt – sind nur geborgt. Er wird ein Echo für die Töne eines anderen, ein Schauspieler, der eine Rolle spielt, die nicht für ihn geschrieben ist. Der Sinn des Daseins ist: Selbstentwicklung. Die eigene Persönlichkeit voll zum Ausdruck zu bringen – das ist die Aufgabe, die jeder von uns hier zu lösen hat. Heutzutage hat jeder Angst vor sich. Die Menschen haben ihre heiligste Pflicht vergessen, die Pflicht gegen sich selbst. Natürlich sind sie mildtätig. Sie nähren den Hungernden, bekleiden den Bettler – ihre eigenen Seelen aber darben und sind entblößt. Der Mut ist unserem Geschlecht abhandengekommen. Vielleicht ha-

ben wir auch nie welchen besessen. Die Angst vor der Gesellschaft, die Grundlage jeder Sittlichkeit, und die Furcht vor Gott, das Geheimnis jeder Religion – das sind die zwei Kräfte, die uns beherrschen. Und doch ...«

»Dorian, seien Sie bitte einmal brav und drehen Sie den Kopf eine Spur nach rechts«, sagte der Maler, in sein Werk vertieft; doch er hatte bemerkt, dass in des Jünglings Gesicht ein Ausdruck getreten war, den er vordem nie darin gesehen hatte.

»Und doch«, fuhr Lord Henry mit seiner tiefen musikalischen Stimme fort, während er die Hand in einer anmutigen Art, die er schon in der Schule gehabt hatte, bewegte. »Wenn nur die Menschen ihr eigenes Leben voll bis auf den letzten Rest leben würden, jedem Gefühl Gestalt, jedem Gedanken Ausdruck, jedem Traum Wirklichkeit geben wollten – ich bin überzeugt davon, dann käme in die Welt eine solche Summe von neuer Freude und Lust, dass wir alle die seelischen Krankheiten des Mittelalters vergäßen und zum hellenischen Ideal zurückkehrten. Ja, wir kämen vielleicht zu etwas Feinerem, Reicherem als dem Griechentum. Aber selbst der Tapferste unter uns hat Angst – vor sich selbst. Die Selbstverleugnung, die unser Leben zerstört, ist ein tragischer Überrest der Selbstverstümmelung der Wilden. Wir büßen für unsere Entsagungen. Jeder Trieb, den wir zu unterdrücken suchen, schwelt im Innern weiter und vergiftet uns. Der Körper sündigt nur einmal und ist dann mit der Sünde fertig, denn Tat ist immer Reinigung. Nichts bleibt dann zurück als die Erinnerung an eine Lust oder die Wollust der Reue. Die einzige Art, eine Versuchung zu bestehen, ist, ihr nachzugeben. Widerstehen Sie ihr, so erkrankt Ihre Seele vor Sehnsucht nach der Erfüllung, die sie sich selber verweigert hat, vor Gier nach dem, was nur die ungeheuerlichen Gesetze der Seele ungeheuerlich und ungesetzmäßig gemacht haben. Es ist gesagt worden, dass die großen Ereignisse der Welt im Gehirn vor sich gehen. Im Gehirn und nur im Gehirn werden auch die großen Sünden der Welt begangen. Sie, Mr. Gray, selbst Sie in Ihrer rosenroten Jugend, in Ihrer Jugendblüte, die wie weiße Rosen ist, selbst Sie haben schon Leidenschaften erlebt, die Ihnen Angst eingejagt haben, Gedanken gedacht, die Sie mit Schrecken erfüllt haben, wachend und schlafend Träume geträumt, deren bloße Erinnerung Ihre Wangen schamrot werden ließe ...«

»Hören Sie auf!«, stammelte Dorian Gray. »Hören Sie auf, Sie machen mich ganz wirr. Ich weiß nicht, was ich zu alldem sagen soll. Es gibt eine Antwort, aber ich kann sie nicht finden. Sagen Sie nichts mehr! Lassen Sie mich nachdenken. Oder vielmehr, lassen Sie mich versuchen, nicht nachzudenken.«

Etwa zehn Minuten stand er bewegungslos, mit halb offenen Lippen und seltsam leuchtenden Augen da. Er war sich dumpf bewusst, dass ganz neue Einflüsse in ihm arbeiteten. Und doch schien es, als kämen sie in Wirklichkeit aus seinem eigenen Innern. Die wenigen Sätze, die Basils Freund zu ihm gesprochen hatte – ohne Zweifel zufällig hingeworfene Worte voll eigenwilliger Paradoxie – hatten eine geheime Saite seiner Seele berührt, die vor dem nie getönt hatte, die er aber nun zittern, in seltsamen Schwingungen schwingen fühlte.

Bisher hatte ihn nur die Musik so aufgewühlt. Die Musik hatte ihn schon oft in Aufruhr gebracht. Aber Musik konnte man nicht mit dem Verstand erfassen ... Sie schafft keine neue Welt, schafft eher ein neues Chaos in uns. Wie schrecklich die Worte sind! Wie klar, wie wirklich, wie grausam! Man kann ihnen nicht enttrinnen. Und doch, Welch tiefer Zauber steckt in ihnen! Sie scheinen die Kraft zu haben, formlosen Dingen plastische Gestalt zu geben, und sie besitzen eine eigene Musik, so süß wie die der Geige oder der Flöte. Einfache Worte vermögen das! Aber gibt es irgendetwas so Wirkliches wie Worte?

Es hatte in seiner Knabenzeit Dinge gegeben, die unbegreiflich gewesen waren. Jetzt erst verstand er sie. Plötzlich bekam das Leben lodernde Farben. Nun schien es ihm, als sei er mitten durch Flammen gewandert. Warum hatte er es bisher nie gewusst?

Lord Henry beobachtete ihn mit einem feinen Lächeln. Er kannte genau den psychologischen Moment, in dem man kein Wort sagen durfte. Dieser junge Mensch interessierte ihn sehr. Die schnelle Wirkung seiner Worte hatte ihn in Erstaunen gesetzt; nun entsann er sich eines Buches, das er mit sechzehn Jahren gelesen und das ihm viel bis dahin Unbekanntes enthüllt hatte, und fragte sich, ob Dorian Gray wohl eine ähnliche Erfahrung erlebe. Er hatte auf gut Glück einen Pfeil abgeschossen. Hatte er ins Ziel getroffen? ... Wie bezaubernd war doch dieser Jüngling!

Inzwischen malte Hallward mit jenem wunderbar breiten Strich weiter, der das Zeichen aller wahren Feinheit und Vollkommenheit ist; denn die können der Kunst nur aus der Kraft werden. Er merkte die wortlose Stille gar nicht.

»Basil, das Stehen macht mich müde!«, rief Dorian plötzlich aus. »Ich muss hinaus in den Garten und mich hinsetzen. Die Luft hier ist unerträglich drückend.«

»Lieber, es tut mir wirklich leid, dass ich Sie so plage. Wenn ich male, kann ich an sonst nichts denken. Aber Sie haben nie besser gegessen – Sie waren ganz ruhig. Und ich habe endlich den Ausdruck herausgebracht, den ich ge-

sucht habe: die halb offenen Lippen und den Glanz in den Augen. Ich weiß nicht, was Ihnen Henry erzählt hat, aber sicher hat er Ihnen einen prachtvollen Ausdruck gegeben. Ich vermute, er hat Ihnen Komplimente gemacht. Sie dürfen ihm aber kein Wort glauben.«

»Nein, er hat mir nicht das geringste Kompliment gemacht. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich wirklich kein Wort von dem glaube, was er gesagt hat.«

»Sie wissen selbst, dass Sie jedes Wort davon glauben«, erwiderte Lord Henry, der ihn mit seinen weichen, träumerischen Augen ansah. »Wir wollen zusammen in den Garten gehen, es ist furchtbar heiß hier im Atelier. Basil, lassen Sie uns irgendetwas recht Kaltes zu trinken geben, irgendetwas mit Erdbeeren.«

»Sofort, Henry. Bitte, klingeln Sie doch mal, und wenn Parker kommt, will ich ihm sagen, was Sie wünschen. Ich muss den Hintergrund hier noch fertig machen; ich komme später nach. Halten Sie mir aber Dorian nicht zu lange fest. Ich war nie in besserer Stimmung zum Malen als heute. Dies Porträt wird mein Meisterwerk. Schon jetzt, wie es da steht, ist es mein Meisterwerk.«

Lord Henry ging in den Garten hinaus und fand Dorian Gray, wie er sein Gesicht in die großen kühlen Fliederdolden vergrub und fieberhaft ihren Duft einsog, als tränke er Wein. Er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Sie haben ganz recht mit dem, was Sie da tun!«, sagte er leise. »Nichts hilft der Seele besser als die Sinne, wie auch den Sinnen nur die Seele helfen kann.«

Der Jüngling schreckte auf und trat einen Schritt zurück. Er war ohne Hut und die Blätter hatten seine wilden Locken aufgewühlt und all ihre goldenen Fäden verwirrt. In seinen Augen lag ein Schimmer von Furcht, wie ihn Menschen haben, die man jäh aus dem Schlaf weckt. Seine feingeschnittenen Nasenflügel zitterten und eine versteckte Erschütterung ließ die scharlachroten Lippen erbeben.

»Ja«, fuhr Lord Henry fort. »Das ist eines der großen Geheimnisse unseres Daseins: die Seele durch die Sinne heilen können und die Sinne durch die Seele ... Sie sind ein wunderbares Geschöpf. Sie wissen von mehr Dingen, als Ihnen bewusst ist, und doch wissen Sie weniger, als Sie wissen sollten.«

Dorian Gray runzelte die Stirn, wandte den Kopf ab.

Ein unwiderstehlicher Reiz zog ihn zu diesem großen anmutigen jungen Mann hin, der da neben ihm stand. Sein romantisches, olivenfarbiges Gesicht, der müde Ausdruck interessierte ihn. In seiner tiefen, schwermütigen Stimme lag etwas, das unbedingt gefangen nahm. Auch seine kühlen weißen, blumengleichen Hände zogen an. Sie bewegten sich bei seinen Worten, begleiteten sie wie Musik und schienen eine eigene Sprache zu sprechen. Aber

er hatte auch Angst vor ihm und schämte sich dieser Furcht. Warum hatte ein Fremder kommen müssen, ihm die eigene Seele zu offenbaren? Er kannte Basil Hallward nun seit Monaten, aber diese Freundschaft hatte ihn nicht verändert. Jetzt war plötzlich jemand in sein Leben getreten, der ihm das Mysterium des Daseins zu enthüllen schien. Aber schließlich – wovor sollte er sich fürchten? Er war doch kein Schuljunge mehr, kein kleines Mädchen. Es war albern, Angst zu haben.

»Kommen Sie, setzen wir uns in den Schatten«, sagte Lord Henry. »Parker hat uns da was zum Trinken gebracht, und wenn Sie noch länger in der prallen Sonne stehen, werden Sie sich Ihren Teint verderben, und Basil wird Sie nie mehr malen. Sie dürfen sich wirklich nicht einbrennen lassen – das würde Ihnen schlecht stehen.«

»Was läge dran?«, rief Dorian Gray und setzte sich lachend auf eine Bank am Ende des Gartens.

»Alles läge dran – bei Ihnen, Mr. Gray.«

»Wieso?«

»Weil Sie so wundervoll jung sind, und Jugend das Einzige ist, was im Leben einen Wert hat.«

»Ich empfinde das nicht so, Lord Henry.«

»Nein, jetzt empfinden Sie es noch nicht. Später einmal, wenn Sie alt, runzlig und hässlich sind, wenn die Gedanken Furchen in Ihre Stirne gegraben haben, die Leidenschaft Ihre Lippen mit ihren schrecklichen Feuern verbrannt hat, dann werden Sie es empfinden, furchtbar empfinden. Jetzt bezaubern Sie alle Welt, Sie können hinkommen, wohin Sie wollen. Wird das aber immer so sein? ... Sie haben ein wundervoll schönes Gesicht, Mr. Gray. Runzeln Sie nicht die Stirn. Es ist so. Und Schönheit ist eine Form des Genies – steht in Wahrheit noch höher als Genie, weil sie keinerlei Erläuterung bedarf. Sie ist eine der großen Wirklichkeiten der Welt, wie der Sonnenschein oder der Frühling oder der Abglanz jener silbernen Scheibe, die wir den Mond nennen, in dunklen Wässern. Man kann sie nicht bestreiten. Sie hat ein göttliches, über alles erhabenes Recht. Wer sie hat, ist ein Fürst. Sie lächeln? Ach, wenn Sie sie verloren haben, werden Sie nicht mehr lächeln ... Die Leute sagen manchmal, Schönheit sei etwas Äußerliches. Vielleicht ist sie das. Aber zum Mindesten ist sie nicht so äußerlich wie das Denken. Für mich ist Schönheit das Wunder der Wunder. Nur die oberflächlichen Menschen urteilen nicht nach dem Äußeren. Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare ... Ja, Mr. Gray, die Götter haben es mit Ihnen gut gemeint. Aber was sie einem schenken, das rauben sie auch bald wieder. Sie haben nur ein paar Jahre, in denen Sie sich wirklich und vollkommen ausleben können. Wenn Ihre Jugend

Sie verlässt, nimmt sie die Schönheit mit, und dann werden Sie plötzlich entdecken, dass keine Siege mehr auf Sie warten, oder Sie werden sich mit jenen traurigen Siegen begnügen müssen, die Ihnen die Erinnerung an die Vergangenheit bitterer als Niederlagen machen wird. Jeder Monat, der dahingeht, bringt Sie einem schrecklichen Ziele näher. Die Zeit ist eifersüchtig auf Sie und kämpft gegen die Lilien und Rosen Ihrer Haut. Allmählich werden Sie fahl und hohlwangig, Ihre Augen werden stumpf blicken und Sie werden unsäglich leiden ... Leben Sie Ihrer Jugend, solange sie da ist. Vergeuden Sie das Gold Ihrer Tage nicht, hören Sie nicht auf die Philister, mühen Sie sich nicht, hoffnungslosen Verfall zu verbessern oder Ihr Leben den Unwissenden, Niedrigen, den gemeinen Leuten hinzugeben! Das sind die kranken Ziele, die falschen Ideale unserer Zeit. Leben Sie! Leben Sie das wunderbare Leben, das in Ihnen ist! Versagen Sie sich nichts! Suchen Sie nach immer neuen Empfindungen! Fürchten Sie nichts ... Ein neuer Hedonismus täte unserem Jahrhundert not. Sie könnten sein lebendiges Symbol sein. Mit Ihrer Persönlichkeit können Sie alles wagen. Die Welt gehört Ihnen – eine kurze Spanne lang ... In dem Augenblick, da ich Sie sah, merkte ich, dass Sie keine Ahnung davon haben, was Sie sind, was Sie sein könnten. Aber so viel in Ihnen entzückte mich, dass ich Ihnen etwas über Ihre Natur sagen musste. Ich würde es als Tragik empfinden, wenn Sie sich wegwerfen wollten. Ihre Jugend währt ja nur so kurze Zeit – so unglaublich kurze Zeit. Die Wald- und Wiesenblumen welken, aber sie blühen wieder. Der Goldregen wird im nächsten Juni genau so gelb sein wie jetzt. In einem Monat hat die Klematis purpurne Sterne und Jahr für Jahr umschließt die grüne Nacht ihrer Blätter solche Purpursterne. Aber wir Menschen bekommen unsere Jugend nie wieder. Der Puls der Freude, der in dem Zwanzigjährigen schlägt, wird schlaff. Unsere Glieder versagen, die Sinne werden stumpf. Wir verfallen zu grauslichen Fratzen, werden gequält von der Erinnerung an Leidenschaften, vor denen wir zurückgeschreckt sind, und köstlichen Versuchungen, denen zu erliegen wir den Mut nicht hatten. Jugend, Jugend! ... Es gibt nichts in der Welt als Jugend!«

Dorian Gray hörte zu, mit aufgerissenen Augen, staunend. Der Fliederzweig fiel aus seiner Hand auf den Kies. Eine Biene in ihrem Pelzkleid kam und umsummte einen Augenblick die Blüten. Dann kletterte sie eifrig auf den kleinen schmalgesternteten Blumen herum. Er beobachtete sie mit jenem sonderbaren Interesse an gewöhnlichen Dingen, das wir zu zeigen suchen, wenn wir uns vor Dingen von hoher Bedeutung fürchten oder wenn wir durch ein neues Gefühl erschüttert werden, für das wir die Formel noch nicht gefunden haben. Oder wenn ein schrecklicher Gedanke unser Hirn bedrängt und Einlass begehrt ... Nach einer Weile flog die Biene weg. Er

sah sie in die bunte Trompete einer Winde kriechen. Die Blume schien zu erbeben – dann schwankte sie sanft hin und her.

Plötzlich erschien der Maler in der Tür des Ateliers und forderte sie durch kurze, wiederholte Zeichen auf, hereinzukommen. Sie wendeten sich rasch einander zu und lächelten.

»Ich warte!«, rief er. »Kommt! Das Licht ist wundervoll. Ihr könnt Eure Gläser ja mitbringen.«

Sie standen auf und schlenderten zusammen den Gartenpfad hinab. Zwei weißgrüne Schmetterlinge flogen hinter ihnen her und in dem Birnbaum an der Gartenhecke begann eine Drossel zu singen.

»Freut es Sie, mich kennengelernt zu haben, Mr. Gray?«, fragte Lord Henry und sah ihn an.

»Ja, jetzt bin ich froh darüber. Ich weiß nicht, ob ich's immer sein werde!«

»Immer – das ist ein unerträgliches Wort. Ich schaudere, wenn ich es höre. Die Frauen gebrauchen es so gern. Sie richten alle Abenteuer zugrunde, indem sie ihnen ewige Dauer geben wollen. Außerdem: es ist ein sinnloses Wort. Der einzige Unterschied zwischen einer Laune und einer Leidenschaft, die ein Leben lang währt, ist – dass die Laune ein Weilchen länger dauert.«

Als sie ins Atelier traten, legte Dorian Gray seine Hand auf Lord Henrys Arm. »Lassen Sie also unsere Freundschaft eine Laune sein«, sagte er leise und errötete über seine eigene Kühnheit. Dann stieg er auf das Podium und nahm seine Stellung wieder ein.

Lord Henry warf sich in einen bequemen Rohrssessel und beobachtete ihn. Das Hin- und Herfahren des Pinsels auf der Leinwand gab den einzigen Ton, der die Stille unterbrach. Nur manchmal hörte man den Schritt Hallwards, wenn er zurücktrat, um sein Bild aus der Entfernung zu prüfen. In den schrägen Sonnenstrahlen, die durch die offene Tür einfielen, tanzte der Staub in goldenem Schimmer. Über dem ganzen Raum brütete der schwere Duft der Rosen.

Als eine Viertelstunde etwa vergangen war, hörte Hallward auf, zu malen, betrachtete Dorian eine lange Zeit, sah dann lange auf das Bildnis, während er fest in den Stiel seines großen Pinsels biss und die Stirne runzelte. »Es ist vollkommen fertig«, rief er endlich, bückte sich und schrieb in großen roten Lettern seinen Namen in die linke Ecke der Leinwand. Lord Henry ging hinüber und betrachtete das Bild genau. Ja, es war ein wunderbares Kunstwerk und auch wunderbar ähnlich.

»Lieber Freund«, sagte er. »Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Es ist das beste Porträt der modernen Zeit. Mr. Gray, kommen Sie und sehen Sie sich selbst an!«

Der Jüngling schrak auf, wie aus einem Traum erweckt. »Ist es wirklich fertig?«, murmelte er, als er vom Podium herabstieg.

»Ganz fertig«, antwortete der Maler. »Sie haben heute prachtvoll gegessen. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar.«

»Das ist nur mein Verdienst«, warf Lord Henry ein. »Nicht wahr, Mr. Gray?«

Dorian gab keine Antwort, sondern trat nur nachlässig vor sein Bild und wandte sich ihm zu. Als er es sah, zuckte er zusammen und seine Wangen röteten sich einen Augenblick vor Freude. Ein Ausdruck der Freude trat in seinen Blick, als erkenne er sich selbst jetzt zum ersten Mal. Bewegungslos stand er da, in Staunen versunken. Er wurde sich dunkel bewusst, dass Hallward zu ihm sprach, aber er fasste den Sinn seiner Worte nicht. Der Eindruck der eigenen Schönheit überkam ihn wie eine Offenbarung. Er hatte sie nie vorher empfunden. Basil Hallwards Komplimente hatte er nur für lebenswürdig übertriebene Freundschaftsbeteuerungen gehalten. Er hatte sie angehört, über sie gelacht, sie vergessen. Sein Wesen hatten sie nicht beeinflusst. Dann war Lord Henry Wotton gekommen mit seinem sonderbaren Hymnus auf die Jugend, seiner schrecklichen Warnung vor ihrer Kürze. Das hatte ihn aufgerüttelt, und jetzt, als er dastand und das Abbild der eigenen Lieblichkeit anschaute, blitzte in ihm die Erkenntnis auf, wie wahr diese Schilderung gewesen. Ja, der Tag musste kommen, da sein Gesicht faltig und verwittert, die Augen trüb und glanzlos, die Anmut seiner Gestalt gebrochen, entstellt sein würde. Das Scharlachrot seiner Lippen würde verfallen, das Gold des Haares sich wegstehlen. Er würde hässlich, grauenerregend, plump werden.

Als er daran dachte, durchdrang ihn ein scharfer Schmerz wie ein Messerstich und ließ jede Faser seines Wesens erbeben. Seine Augen wurden dunkel wie Amethyste und ein Tränenschimmer stieg in ihnen auf. Es war, als hätte sich ihm eine eiskalte Hand aufs Herz gelegt.

»Finden Sie es nicht gut?«, rief schließlich Hallward, ein wenig gereizt durch das Schweigen des Jünglings, dessen Sinn er nicht begriff.

»Natürlich findet er es gut«, sagte Lord Henry. »Wer würde das nicht? Es ist eins der größten Werke der modernen Kunst. Ich gebe Ihnen jeden Betrag dafür, den Sie verlangen. Ich muss es haben.«

»Es gehört nicht mir, Henry.«

»Wem gehört es denn?«

»Dorian natürlich«, entgegnete der Maler.

»Er hat wirklich Glück ...«

»Wie traurig das ist«, flüsterte Dorian, der die Augen noch immer fest auf das Bild gerichtet hatte. »Wie traurig! Ich werde alt werden, hässlich, wider-

lich – aber dies Bild wird immer jung bleiben. Es wird nie über den heutigen Junitag hinaus altern ... Wenn es doch umgekehrt sein könnte! Wenn ich es wäre, der ewig jung bliebe und das Bild altern könnte! Dafür, dafür gäbe ich alles. Ja, nichts in der Welt wäre mir dafür zu viel. Meine Seele gäbe ich dafür als Preis!«

»Dieser Tausch würde Ihnen wohl kaum passen, Basil«, rief Lord Henry lachend. »Das wäre hart für Ihr Werk.«

»Ja, ich würde mich ernstlich dagegen wehren, Henry«, sagte Hallward.

Dorian Gray wandte sich ihm zu und sah ihn an. »Ich bin überzeugt, das würden Sie tun, Basil, denn die Kunst ist Ihnen mehr als Ihre Freunde. Ich bedeute für Sie nicht mehr als eine grün schimmernde Bronzefigur. Kaum so viel vielleicht.«

Der Maler war starr vor Verwunderung. So zu sprechen war gar nicht Dorian's Art. Was war geschehen? Er schien ganz zornig. Sein Gesicht hatte sich gerötet, die Wangen brannten.

»Ja«, fuhr er fort, »ich bedeute für Sie weniger als dieser Hermes aus Elfenbein oder der silberne Faun da. Die werden Sie immer schätzen. Wie lang aber werden Sie mich schätzen? Bis die erste Runzel mein Gesicht entstellt, vermutlich. Ich weiß es jetzt: Wenn man seine Schönheit, von welcher Art sie auch sei, verliert, hat man alles verloren. Ihr eigenes Gemälde da hat mich diese Weisheit gelehrt. Lord Henry Wotton hat ganz recht. Jugend ist das einzige auf der Welt, was einen Wert hat. Wenn ich einmal merke, dass ich alt werde, bringe ich mich um.«

Hallward wurde bleich und griff nach seiner Hand. »Dorian, Dorian!«, rief er. »Sagen Sie so etwas nicht. Ich habe nie einen Freund gehabt, der mir so viel war wie Sie, und werde nie einen haben. Sie können doch nicht auf leblose Dinge eifersüchtig sein, Sie, der Sie edler sind als irgendeins von ihnen.«

»Ich bin eifersüchtig auf jedes Ding, dessen Schönheit nicht stirbt. Ich bin eifersüchtig auf das Bild, das Sie von mir gemalt haben. Warum darf es behalten, was ich hergeben muss? Jeder Augenblick, der verstreicht, nimmt mir etwas und schenkt ihm etwas. Wenn es doch umgekehrt wäre! Wenn sich das Bild veränderte, und ich immer bleiben könnte, wie ich bin! Warum haben Sie es gemalt? Es wird mich einst verhöhnen, furchtbar verhöhnen.«

Heiße Tränen traten ihm in die Augen. Er riss seine Hand zurück und warf sich auf den Diwan. Dort vergrub er sein Gesicht in die Kissen, als bete er.

»Das ist Ihr Werk, Henry«, sagte der Maler bitter.

Lord Henry zuckte die Achseln. »Es ist nur der wirkliche Dorian Gray!«

»Das ist er nicht.«

»Wenn er es nicht ist, was habe ich mit alledem zu schaffen?«

»Sie hätten weggehen sollen, als ich Sie darum bat«, murmelte er.

»Ich blieb, weil Sie mich darum baten«, war Lord Henrys Erwiderung.

»Henry, ich kann nicht mit meinen beiden besten Freunden auf einmal Streit anfangen, aber ihr beide habt es so weit gebracht, dass ich das beste Stück Arbeit, das mir je gelungen ist, hasse, und ich werde es vernichten. Es ist schließlich nur Leinwand und Farbe. Ich will es nicht in drei Leben eingreifen und sie zerstören lassen.«

Dorian Gray hob sein goldenes Haupt von dem Kissen und blickte ihn mit bleichem Gesicht und tränenfeuchten Augen an, als Basil zu dem niederen Tischchen trat, das unter dem hohen, verhängten Fenster stand. Was wollte er dort? Seine Finger fuhren zwischen dem Wust von Blechtuben und trockenen Pinseln herum und suchten etwas. Ja, sie suchten die lange Spachtel mit der dünnen Klinge aus geschmeidigem Stahl. Endlich hatte er sie gefunden. Er wollte die Leinwand zerschneiden.

Mit einem erstickten Schluchzen flog der Jüngling von dem Sofa auf, sprang zu Hallward hinüber, riss ihm die Spachtel aus der Hand und schleuderte sie in den entferntesten Winkel des Ateliers. »Tun Sie es nicht, Basil, tun Sie es nicht«, schrie er. »Es wäre Mord.«

»Ich freue mich, dass Sie schließlich meine Arbeit doch schätzen, Dorian«, sagte der Maler kühl, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. »Ich habe es nicht geglaubt.«

»Schätzen? Ich bin verliebt in das Bild, Basil. Es ist ein Teil von mir selbst – das fühle ich!«

»Schön, sobald Sie trocken sind, sollen Sie gefirnifft, gerahmt und nach Hause geschickt werden. Da können Sie mit sich anfangen, was Ihnen beliebt.« Er schritt durch den Raum und klingelte nach Tee. »Sie trinken doch Tee, Dorian? Sie auch, Henry? Oder haben Sie etwas gegen so einfache Genüsse?«

»Ich bete einfache Genüsse an«, sagte Lord Henry. »Sie sind die letzte Zuflucht komplizierter Menschen. Aber für Szenen schwärme ich nicht, außer im Theater. Was für tolle Menschen seid ihr doch beide! Wer war es doch, der den Menschen als das vernünftige Tier definiert hat? Das war eine der unbedachtesten Definitionen. Der Mensch hat eine ganze Menge Eigenschaften, Vernunft aber gewiss nicht. Gott sei Dank, übrigens. Ihr beiden solltet euch aber wirklich nicht um das Bild zanken, sondern Sie sollten es lieber mir geben, Basil. Dieser dumme Bub will es eigentlich gar nicht, aber ich umso mehr!«

»Wenn Sie es einem anderen geben, Basil, verzeihe ich es Ihnen nie«, rief Dorian Gray. »Und ich gestatte niemand, mich einen dummen Buben zu nennen.«

»Sie wissen, Dorian, dass das Bild Ihnen gehört. Ich habe es Ihnen geschenkt, noch bevor es gemalt war.«

»Und Sie wissen, Mr. Gray, dass Sie ein wenig dumm waren, und dass Sie in Wahrheit gar nichts dagegen haben, an Ihre Jugend erinnert zu werden.«

»Heute früh hätte ich sehr viel dagegen gehabt.«

»Ja, heute früh. Seitdem haben Sie aber gelebt!«

Es klopfte an die Tür; der Diener trat mit einem besetzten Teebrett ein und stellte es auf einen kleinen japanischen Tisch. Man hörte ein Klappern von Tassen und Löffeln und das Summen eines ziselierten georgischen Teekessels. Zwei kugelige Porzellanschüsseln wurden von einem Lakai gebracht. Dorian Gray ging hin und schenkte den Tee ein. Die beiden Männer schlenderten langsam zum Tisch und sahen nach, was unter den Deckeln der Schüsseln war.

»Wir wollen heute Abend ins Theater gehen«, sagte Lord Henry. »Irgendwo muss doch was los sein. Ich habe zwar zugesagt, bei White zu dinieren, aber es ist nur ein alter Freund, der mich erwartet, und dem ich also ein Telegramm schicken kann, dass ich krank bin oder durch eine spätere Verabredung verhindert bin. Das würde ich für eine entzückende Entschuldigung halten, sie ist überraschend und aufrichtig!«

»Es ist so langweilig, sich den Gesellschaftsanzug anzuziehen«, murmelte Hallward. »Und wenn man ihn anhat, sieht man so gräulich aus.«

»Ja«, antwortete Lord Henry träumerisch. »Die Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts ist abscheulich. Sie ist so düster, so deprimierend. Die Sünde ist noch das einzige Farbige im modernen Leben.«

»Sie sollten solche Dinge wirklich nicht vor Dorian sagen, Henry!«

»Vor welchem Dorian nicht? Vor dem, der uns Tee einschenkt, oder dem auf dem Bild?«

»Vor keinem von beiden.«

»Ich möchte gerne mit Ihnen ins Theater gehen, Lord Henry«, sagte der Jüngling.

»Dann kommen Sie doch. Und Sie auch, Basil, nicht wahr?«

»Ich kann wirklich nicht, ich habe eine Menge zu tun.«

»Dann müssen wir beide also allein gehen, Mr. Gray.«

»Ich freue mich riesig.«

Der Maler biss sich auf die Lippe und schritt, die Teetasse in der Hand, zu dem Bild hinüber. »Ich bleibe bei dem wirklichen Dorian hier«, sagte er traurig.

»Ist das der wirkliche?«, rief das Original und ging hin. »Bin ich wirklich so?«

»Ja, genau so sind Sie.«

»Wie wunderbar, Basil!«

»Sie sehen wenigstens jetzt so aus. Aber das Bild wird sich nie ändern«, seufzte Hallward. »Das ist sehr viel.«

»Was man heute für Wesens aus der Treue macht!«, rief Lord Henry aus. »Und dabei ist sie selbst in der Liebe eine rein physiologische Frage. Sie hat nicht das Mindeste mit unserem Willen zu tun. Junge Leute wären gerne treu und sind es nicht; alte wären gerne treulos und können es nicht. Das ist alles, was sich über dieses Problem sagen lässt.«

»Gehen Sie heute Abend nicht ins Theater, Dorian«, bat Hallward. »Bleiben Sie hier und speisen Sie mit mir.«

»Ich kann nicht, Basil.«

»Warum?«

»Weil ich Lord Henry zugesagt habe, mit ihm zu gehen.«

»Es wird Sie bei ihm nicht fördern, wenn Sie Ihre Versprechen halten. Er bricht seine immer. Ich bitte Sie, nicht zu gehen.«

Dorian Gray schüttelte lachend den Kopf.

»Ich beschwöre Sie.«

Der junge Mann schwankte und sah zu Lord Henry hinüber, der mit einem vergnügten Lächeln die beiden vom Teetisch aus beobachtete.

»Ich muss fort, Basil«, antwortete er.

»Schön«, sagte Hallward und ging zum Tisch hinüber, um seine Tasse wegzustellen. »Es ist schon ziemlich spät, und da Sie sich noch umziehen müssen, haben Sie keine Zeit zu verlieren. Adieu, Henry. Adieu, Dorian. Kommen Sie bald wieder. Kommen Sie morgen.«

»Bestimmt.«

»Aber nicht vergessen!«

»Nein, natürlich nicht!«, rief Dorian.

»Und ... Henry!«

»Ja, Basil?«

»Denken Sie an das, was ich Ihnen sagte, als wir am Vormittag im Garten saßen.«

»Das hab ich vergessen.«

»Ich vertraue Ihnen.«

»Ich wollt, ich könnte mir selbst vertrauen«, sagte Lord Henry lachend. »Kommen Sie, Mr. Gray. Mein Wagen steht unten, ich kann Sie an Ihrer Wohnung absetzen. Adieu, Basil! Es war ein sehr interessanter Nachmittag.«

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, warf sich der Maler auf den Diwan und ein schmerzlicher Zug trat in sein Gesicht.

DRITTES KAPITEL

Um halb eins am nächsten Tag schlenderte Lord Henry Wotton von der Curzon Street nach dem Albany hinüber, um seinem Onkel einen Besuch zu machen. Lord Fermor war trotz seiner etwas rauen Art ein heiterer alter Junggeselle, den die Welt einen Egoisten nannte, weil sie keinen besonderen Nutzen aus ihm ziehen konnte, den man aber in der Gesellschaft freigebig nannte, weil er den Leuten, die ihn amüsierten, zu essen gab. Sein Vater war Gesandter in Madrid gewesen, als die Königin Isabella noch jung war und man vom General Prim noch nichts wusste. Er hatte sich aber in einem Augenblick der Verärgerung aus dem diplomatischen Dienst zurückgezogen, weil man ihm den Botschafterposten in Paris nicht angeboten hatte, den zu fordern er sich durch seine Geburt, seine Trägheit, das gute Englisch seiner Berichte und seine ausschweifende Vergnügungssucht berechtigt glaubte. Der Sohn, der des Vaters Sekretär gewesen war, hatte mit ihm zugleich den Abschied genommen, was man damals für etwas törricht hielt. Als er ihm dann einige Monate später im Majorat nachfolgte, hatte er sich ernstlich der großen aristokratischen Kunst, absolut nichts zu tun, gewidmet. Er besaß zwei große Häuser in der Stadt, zog es aber vor, in einer Junggesellenwohnung zu wohnen, weil das weniger Umstände machte, und speiste meistens in seinem Klub. Er gab ein wenig auf die Ausbeutung seiner Kohlenminen im Midland-Bezirk acht und entschuldigte diese industrielle Tätigkeit mit dem Hinweis darauf, der einzige Vorteil, selbst Kohlenwerke zu besitzen, sei der, dass es durch sie einem Gentleman möglich werde, im eigenen Kamin Holz zu brennen. Politisch war er ein Tory, außer wenn die Tories an der Regierung waren; in diesem Fall schalt er sie unverhohlen radikales Gesindel. Er war der sprichwörtliche Held für seinen Kammerdiener, der ihn drangsalierte, und ein Schrecken für die meisten seiner Verwandten, die er drangsalierte. Nur England hätte ihn hervorbringen können, und er sagte immer, dass das Land mehr und mehr auf den Hund komme. Seine Grundsätze waren veraltet, aber für seine Vorurteile ließ sich manches sagen.

Als Lord Henry ins Zimmer trat, fand er seinen Onkel in einem rauen Jagdrock, eine Zigarre im Munde, mürrisch über der »Times« sitzen.

»Nun, Henry«, sagte der alte Herr. »Was führt dich so früh her? Ich habe immer geglaubt, dass ihr Dandies nie vor zwei Uhr aufsteht und nie vor fünf Uhr sichtbar werdet.«

»Reine Familienliebe, auf Wort, Onkel George; ich brauche etwas von dir.«

»Geld vermutlich!«, sagte Lord Fermor und zog ein saures Gesicht. »Also gut, setz dich und sag mir das Nötige. Ihr jungen Leute bildet euch heutzutage ein, dass Geld alles ist.«

»Ja«, murmelte Lord Henry, während er seine Blume im Knopfloch zu-rechtrückte. »Und wenn die jungen Leute älter werden, dann wissen sie, dass es so ist. Aber ich brauche kein Geld. Nur Leute, die ihre Rechnungen bezahlen, brauchen Geld, Onkel George. Ich zahle meine nie. Kredit ist das Vermögen eines jüngeren Sohnes und man kann glänzend davon leben. Außerdem kaufe ich immer bei Dartmoors Lieferanten und infolgedessen hab ich nie Scherereien. Was ich brauche, ist eine Auskunft, keine nützliche Auskunft natürlich, eine ganz wertlose Auskunft.«

»Ich kann dir alles sagen, was je in einem englischen Blaubuch gestanden hat, obwohl die Burschen heutzutage einen Haufen Unsinn zusammenschreiben. Als ich noch Diplomat war, lagen die Dinge besser. Aber ich höre, dass man jetzt aufgrund einer Prüfung Diplomat wird – was kann man da noch erwarten! Prüfungen sind der reine Humbug von Anfang bis zu Ende. Wenn ein Mensch ein Gentleman ist, weiß er genug; wenn er kein Gentleman ist, so mag er wissen, was er will, es hilft ihm nichts.«

»Mr. Dorian Gray hat nichts mit Blaubüchern zu schaffen«, sagte Lord Henry lässig.

»Mr. Dorian Gray, wer ist das?«, fragte Lord Fermor, seine buschigen weißen Augenbrauen zusammenziehend.

»Das will ich gerade von dir erfahren, Onkel George. Oder genauer gesagt, wer er ist, weiß ich. Er ist der Enkel des letzten Lord Kelso, seine Mutter war eine Devereux, Lady Margaret Devereux. Ich möchte, dass du mir etwas über seine Mutter sagst. Wie war sie? Wen hat sie geheiratet? Du hast doch so ziemlich alle Leute deiner Zeit gekannt, also wahrscheinlich auch sie. Ich interessiere mich im Augenblick sehr für Mr. Gray. Ich habe ihn erst ganz kürzlich kennengelernt.«

»Kelsos Enkel, Kelsos Enkel? ... Natürlich, ich war mit seiner Mutter sehr intim. Ich glaube sogar, dass ich bei ihrer Taufe war. Sie war ein ganz außerordentlich schönes Mädchen, diese Margaret Devereux, und hat dann alle jungen Leute toll gemacht, weil sie mit einem jungen Burschen davongelaufen ist, der keinen Heller hatte und nichts war, irgendein Subalternoffizier bei der Infanterie oder so etwas. Natürlich, ich erinnere mich jetzt der ganzen Geschichte, als wäre sie gestern geschehen. Der arme Kerl wurde dann bei einem Duell in Spa umgebracht, nur ein paar Monate nach der Hochzeit. Man erzählte damals eine hässliche Geschichte darüber. Es hieß, der alte Kelso hätte irgendeinen Schuft, einen Abenteurer, einen belgischen Kerl,

gemietet, um seinen Schwiegersohn öffentlich zu insultieren, hätte ihn dafür bezahlt, einfach bezahlt, und dass dann dieser Kerl sein Opfer aufgespießt hätte, als wäre es eine Taube. Die Sache wurde dann natürlich vertuscht, aber freilich, Kelso musste im Klub eine Zeit lang sein Kotelett allein essen. Er brachte seine Tochter wieder mit, hat man mir erzählt, doch sie sprach nie mehr ein Wort mit ihm. Ja, ja, das war eine böse Geschichte. Das Mädels starb dann auch, kaum ein Jahr später. Sie hat also einen Sohn hinterlassen? Das hatte ich ganz vergessen. Was ist er für ein Bursch? Wenn er seiner Mutter ähnlich sieht, muss er ein hübscher Kerl sein.«

»Er ist sehr hübsch«, bestätigte Lord Henry.

»Ich hoffe, er wird in gute Hände kommen«, fuhr der alte Mann fort. »Er muss einen Haufen Geld zu erwarten haben, wenn Kelso seine Pflicht gegen ihn getan hat. Seine Mutter hat übrigens auch Geld gehabt, der ganze Selbysche Besitz fiel ihr durch ihren Großvater zu. Ihr Großvater hasste Kelso, hielt ihn für einen niederträchtigen Hund. Was er auch war. Er kam einmal nach Madrid, als ich dort war. Wahrhaftig, ich hab mich seiner schämen müssen. Die Königin pflegte mich nach dem englischen Aristokraten zu fragen, der immer mit den Kutschern über die Taxe stritt. Es wurde eine ganze Affäre draus gemacht. Ich wagte einen Monat lang nicht, bei Hof zu erscheinen. Ich hoffe nur, er hat seinen Enkel besser behandelt als die Kutscher.«

»Darüber weiß ich nichts«, erwiderte Lord Henry. »Ich vermute aber, dass es dem jungen Mann an nichts fehlen wird. Er ist noch nicht volljährig. Selby gehört ihm, das weiß ich. Er hat es mir selbst gesagt. Und ... seine Mutter war also sehr schön?«

»Margaret Devereux war eines der schönsten Geschöpfe, die ich je gesehen habe, Henry. Weshalb in aller Welt sie tat, was sie getan hatte, habe ich nie verstehen können. Sie hätte jeden Mann, den sie hätte haben wollen, heiraten können. Carlington war wahnsinnig verliebt in sie. Aber sie war romantisch. Alle Frauen dieser Familie waren es. Die Männer waren eine traurige Gesellschaft, aber, bei Gott, die Weiber waren wunderbar. Carlington lag auf den Knien vor ihr. Hat's mir selber gesagt. Sie lachte ihn aus, und doch gab es damals in London kein einziges Mädels, das nicht hinter ihm her gewesen wäre. Übrigens, da wir gerade von Mesalliancen reden: Was ist das für ein Unfug, den mir dein Vater erzählt? Dartmoor will eine Amerikanerin heiraten? Sind die englischen Mädels nicht gut genug für ihn?«

»Es ist gerade Mode, Amerikanerinnen zu heiraten, Onkel George.«

»Ich halte englische Weiber gegen die ganze Welt«, sagte Lord Fermor und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Die Wetten stehen zugunsten der Amerikanerinnen!«

»Sie halten nichts aus, hat man mir gesagt«, murmelte der Onkel.

»Ein langes Rennen pumpt sie aus, aber für eine Steeplechase sind sie glänzend. Sie nehmen die Hindernisse im Flug. Ich glaube aber nicht, dass Dartmoor Aussichten hat.«

»Wie ist die Familie?«, raunte der alte Herr. »Hat sie überhaupt eine?«

Lord Henry schüttelte den Kopf. »Amerikanische Mädchen sind klug genug, ihre Eltern zu verbergen, wie englische Frauen ihre Vergangenheit«, antwortete er und stand auf, um wegzugehen.

»Ich vermute also, es sind Schweineschlächter.«

»Das hoffe ich, Onkel George, in Dartmoors Interesse. Man hat mir erzählt, Schweineschlachten soll der einträglichste Beruf in Amerika sein nach der Politik.«

»Ist sie hübsch?«

»Sie benimmt sich so, als ob sie es wäre. Das tun die meisten Amerikanerinnen und darin liegt das Geheimnis ihres Reizes.«

»Warum können diese amerikanischen Weiber nicht in ihrem Land bleiben? Sie behaupten doch immer, es sei das Paradies für die Frauen!«

»Das ist es auch, und darum wollen sie auch, genau wie einst Eva, möglichst schnell daraus fort!«, sagte Lord Henry. »Adieu, Onkel George. Ich komme zu spät zum Lunch, wenn ich noch länger bleibe. Ich danke dir für die Auskunft, um die ich dich gebeten habe. Ich habe immer das Bedürfnis, so viel wie möglich von meinen neuen Freunden zu hören und so wenig wie möglich von meinen alten.«

»Wohin gehst du zum Lunch?«

»Zu Tante Agatha. Ich habe mich mit Mr. Gray dort angesagt. Er ist ihr neuester Schützling.«

»Hm, sag der Tante Agatha, Henry, sie soll mich nie mehr mit ihrem Wohltätigkeitskram belästigen. Ich habe ihn über. Weiß Gott, das gute Frauenzimmer glaubt, ich habe nichts zu tun als Schecks für ihre albernsten Liebhabereien auszuschreiben.«

»Abgemacht, Onkel George, ich werde es ihr sagen, aber es wird gar nichts nützen. Leute, die sich mit Wohltätigkeit abgeben, verlieren alle Menschlichkeit; das ist ihre hervorstechende Eigenschaft.«

Der alte Herr nickte zustimmend und klingelte dem Diener. Lord Henry schritt durch die niedrigen Arkaden zur Burlington Street und lenkte dann seine Schritte in Richtung Berkeley Square.

Das also war die Geschichte von Dorian Grays Herkunft. So kunstlos sie ihm auch erzählt worden war, sie hatte ihn doch durch seltsame, geradezu moderne Romantik erschüttert. Eine schöne Frau, die alles für eine wahnsinnige

Leidenschaft hingab. Ein paar wildglückliche Wochen, jäh abgebrochen durch ein scheußliches, heimtückisches Verbrechen. Monate stummen Todeskampfes und dann ein Kind unter Schmerzen geboren. Die Mutter vom Tod ereilt, der Knabe der Einsamkeit und der Tyrannei eines alten lieblosen Mannes ausgeliefert. Ja, das war schon ein recht interessanter Hintergrund. Er gab dem jungen Menschen Relief, machte ihn gewissermaßen noch vollkommener. Hinter jedem erlesenen Ding, das lebt, lauert eine geheime Tragik. Welten müssen kreisen, damit die kleinste Blume erblühen kann ... Wie entzückend war doch Dorian am Abend beim Diner gewesen, als er mit glänzenden Augen, die Lippen in scheuem Vergnügen halb offen, im Klub ihm gegenübergesessen und die roten Lampenschirme das erwachende Wunder seines Gesichts in einen vollen reichen Ton getaucht hatten. Mit ihm sprechen, das war wie auf einer wundervollen Geige spielen. Er gab jedem Druck, jeder leisen Berührung des Bogens nach. Es lag ein unerhört aufregender Reiz darin, auf jemanden einzuwirken. Keine andere Tätigkeit kam dem gleich. Seine eigene Seele in eine schöne Form zu gießen und sie darin einen Augenblick lang verweilen zu lassen; seine eigenen Gedanken im Echo zurückzubekommen, bereichert durch die Töne der Leidenschaft und Jugend; sein eigenes Temperament in ein anderes zu versenken, als wäre es die allerfeinste Flüssigkeit, ein seltener Wohlgeruch: darin lag eine wahre Lust, vielleicht die allerbefriedigendste Lust, die uns übrig geblieben ist in einer so begrenzten und gewöhnlichen Zeit wie die unsere, in einer Zeit, die so materiell in ihren Genüssen ist und so gewöhnlich in ihren Zielen ... Ein wundervoller Typus war dieser junge Mensch, den er durch einen so sonderbaren Zufall in Basils Atelier kennengelernt hatte, oder konnte jedenfalls in einen wunderbaren Typus zurechtgebogen werden. Anmut war sein Besitz und die holde Reinheit der Jugend und eine Schönheit, wie man sie sonst nur bei alten griechischen Statuen findet. Nichts gab es, was man nicht aus ihm machen konnte. Man konnte einen Titanen oder ein Spielzeug aus ihm machen. Wie schade, dass eine solche Schönheit dahinschwinden musste ... Und Basil? Wie interessant war auch er für den Psychologen! Ein ganz neuer Kunststil, eine frische Art, das Leben anzuschauen, waren ihm auf das Seltsamste durch die bloße Gegenwart eines Menschen geschenkt worden, der von alledem nichts wusste. Er war für ihn der schweigsame Geist, der im Waldesdunkel wohnt und unsichtbar ins offene Feld hinaustritt, dann aber plötzlich, einer Dryade gleich, leibhaftig erscheint, weil in der Seele, die nach ihm begehrt hat, jene wundersame Vision erweckt worden ist, durch die allein außerordentliche Dinge offenbart werden; dann werden die bloßen Formen und Abbilder der Dinge gleichsam edler und bekommen eine Art von symbolischem Wert, als wären sie selbst nur Abbilder anderer vollkommener For-

men, deren Schatten sie verwirklicht haben. Wie merkwürdig das alles doch war! ... Er erinnerte sich, dass er in der Geschichte so etwas gelesen hatte. War es nicht Plato, dieser Künstler der Gedanken, der als erster eine solche Analyse gegeben hat? War es nicht Buonarroti, der so etwas in den farbigen Marmor einer Sonettfolge gemeißelt hatte? In unserem Jahrhundert aber war es etwas Seltenes ... Ja, er wollte versuchen, für Dorian Gray das zu sein, was dieser Jüngling, ohne es zu wissen, für den Maler war, der das prachtvolle Bildnis geschaffen hatte. Er wollte suchen, ihn zu beherrschen, hatte das in der Tat schon beinahe fertiggebracht. Er wollte dieses Wunder mit seinem eigenen Geist erfüllen. Es war etwas Fesselndes in diesem Kind der Liebe und des Todes.

Plötzlich blieb er stehen und sah zu den Häusern hinauf. Er merkte, dass er an dem Haus seiner Tante bereits vorbeigegangen war, und ging lächelnd zurück. Als er in die etwas düstere Halle trat, sagte ihm der Diener, die Herrschaften seien schon beim Lunch. Er gab einem Lakai Hut und Stock und ging in den Speisesaal.

»Spät wie immer, Henry«, rief seine Tante, ihm zunickend.

Er erfand gewandt eine Entschuldigung, setzte sich auf den leeren Platz neben sie und sah sich um, wer noch da war. Dorian begrüßte ihn scheu vom Ende des Tisches und seine Wangen röteten sich leicht vor Freude. Gegenüber saß die Herzogin von Harley, eine Dame von bewunderungswürdiger Konstitution und gutem Charakter, die jeder gern mochte, und deren Körper jenen imponierenden architektonischen Aufbau hatte, der von zeitgenössischen Geschichtsschreibern bei Frauen, die nicht gerade Herzoginnen sind, als Leibesfülle bezeichnet wird. Zu ihrer Rechten saß Sir Thomas Burdon, ein radikaler Abgeordneter, der im öffentlichen Leben seinem Parteichef Gefolge leistete, im privaten aber den besten Küchenchefs, der mit den Tories dinierte und mit den Liberalen stimmte, damit eine weise und wohlbekanntere Lebensregel befolgend. Den Platz an ihrer Linken nahm Mr. Erskine of Treadley ein, ein alter feiner und gebildeter Herr, der allerdings die schlechte Gewohnheit hatte, immer zu schweigen, da er, wie er einmal Lady Agatha erklärte, schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr alles gesagt hatte, was er überhaupt zu sagen hatte. Seine eigene Nachbarin war Mrs. Vandeleur, eine der ältesten Freundinnen seiner Tante, eine vollendete Heilige unter den Frauen, aber so entsetzlich schlampig, dass man bei ihrem Anblick immer an ein schlecht gebundenes Gebetbuch denken musste. An ihrer anderen Seite saß zu seinem Glück Lord Faudel, eine sehr mittelmäßige Intelligenz in mittleren Jahren, so kahl wie die Antwort eines Ministers auf eine Interpellation im Unterhaus. Mit ihm unterhielt sie sich in jener intensiveren Weise, die, wie er selbst einmal bemerkte, der einzige unverzeihli-

che Irrtum ist, in den alle wirklich guten Menschen verfallen und dem keiner von ihnen völlig entgeht.

»Wir sprechen gerade über Dartmoor, Henry«, rief die Herzogin, ihm vergnügt über den Tisch zunicke. »Glauben Sie wirklich, dass er die berückende junge Dame heiratet?«

»Ich glaube, sie hat sich fest vorgenommen, ihm einen Antrag zu machen, Herzogin.«

»Wie schrecklich«, rief Lady Agatha aus. »Dann sollte wirklich jemand dazwischen treten.«

»Ich habe aus einer ganz ausgezeichneten Quelle, dass ihr Vater ein Schnittwarengeschäft in Amerika hat«, sagte Sir Thomas Burdon mit einer überlegenen Gebärde.

»Mein Onkel riet auf eine Schweineschächterei, Sir Thomas.«

»Schnittwaren? Was sind amerikanische Schnittwaren?«, fragte die Herzogin, ihre großen Hände verwundernd erhebend und jede Silbe betonend.

»Amerikanische Romane«, antwortete Lord Henry und nahm von den Wachteln.

Die Herzogin machte ein verlegenes Gesicht.

»Beachten Sie ihn gar nicht, meine Liebe«, flüsterte ihr Lady Agatha zu. »Er meint nie, was er sagt.«

»Als Amerika entdeckt wurde«, sagte der radikale Abgeordnete und begann, eine Reihe langweiliger Tatsachen mitzuteilen. Wie alle Menschen, die ein Thema erschöpfen wollen, erschöpfte er seine Zuhörer. Die Herzogin seufzte und machte von ihrem Vorrecht, zu unterbrechen, Gebrauch.

»Ich wünschte zu Gott, es wäre überhaupt nie entdeckt worden«, rief sie aus. »Unsere Töchter haben heutzutage wirklich gar keine Chance mehr, und das ist sehr ungerecht.«

»Vielleicht ist trotz allem Amerika überhaupt nie entdeckt worden«, sagte Mr. Ersline. »Ich für meinen Teil würde eher sagen, man ist hinter seine Schliche gekommen.«

»Oh, ich muss gestehen, ich habe Exemplare seiner Bewohnerinnen gesehen«, antwortete zerstreut die Herzogin, »von denen, wie ich zugeben muss, die meisten ausgesprochen hübsch sind. Und außerdem ziehen sie sich sehr gut an, denn sie bekommen alle ihre Kleider aus Paris. Ich wollte, ich könnte mir das auch leisten.«

»Man sagt: wenn gute Amerikaner sterben, fahren sie nach Paris«, glückte Sir Thomas, der einen großen Vorrat abgelegter Scherze hatte.

»In der Tat? Und wohin gehen schlechte Amerikaner, wenn sie sterben?«, fragte die Herzogin.

»Die gehen nach Amerika«, murmelte Lord Henry.

Sir Thomas runzelte die Stirn. »Ich fürchte, Ihr Neffe hat Vorurteile gegen dieses große Land«, sagte er zu Lady Agatha. »Ich habe es ganz bereist in Salonwagen, die mir von den Direktionen zur Verfügung gestellt wurden. Die Leute sind in diesen Dingen außerordentlich entgegenkommend. Ich versichere Sie, es ist direkt bildend, dieses Land zu bereisen.«

»Aber müssen wir wirklich Chikago besuchen, um unsere Bildung zu vervollständigen?«, fragte Mr. Erskine kläglich. »Ich fühle mich wirklich einer solchen Reise nicht gewachsen.«

Sir Thomas winkte mit der Hand ab. »Mr. Erskine of Treadley besitzt die Welt auf seinen Bücherregalen. Wir Menschen des praktischen Lebens lieben es, die Dinge zu sehen und nicht über sie zu lesen. Die Amerikaner sind ein außerordentlich interessantes Volk. Sie sind vollständig Vernunftmenschen. Ich denke, das ist ihr hervorstechendstes Charaktermerkmal. Ja, Mr. Erskine, ein ausschließlich von der Vernunft beherrschtes Volk. Ich versichere Sie, es gibt keinen Unsinn bei den Amerikanern.«

»Wie grässlich!«, rief Lord Henry aus. »Ich kann rohe Gewalt vertragen, aber rohe Vernunft ist mir zuwider. Ich finde immer, dass ihr Gebrauch unanständig ist. Vernunft ist so viel weniger wert als Geist.«

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Sir Thomas und wurde sehr rot.

»Ich verstehe Sie, Lord Henry«, murmelte Mr. Erskine lächelnd.

»Paradoxe sind ja an und für sich recht schön und gut ...«, nahm der Baronet wieder das Wort.

»War das ein Paradoxon?«, fragte Mr. Erskine. »Ich habe es nicht dafür gehalten. Vielleicht war es doch eins; im Übrigen, der Weg zur Wahrheit scheint mit Paradoxen gepflastert zu sein. Um die Wirklichkeit auf die Probe zu stellen, müssen wir sie auf dem gespannten Drahtseil sehen. Erst wenn die Wahrheiten Akrobaten werden, können wir sie beurteilen.«

»O Gott, o Gott«, sagte Lady Agatha, »was für eine Art zu diskutieren ihr Männer doch habt! Ich verstehe kein Wort von dem, was ihr da redet. Mit dir, Henry, bin ich übrigens sehr böse. Warum versuchst du unseren lieben Mr. Dorian Gray vom East End abzubringen? Ich versichere dich, er würde für uns dort unschätzbaren Wert haben; den Leuten würde sein Spiel ganz außerordentlich gefallen.«

»Mir ist lieber, er spielt für mich«, rief Lord Henry lächelnd, sah den Tisch hinunter und fing einen fröhlichen Blick Dorians als Antwort auf.

»Aber die Leute in Whitechapel sind doch so unglücklich«, nahm Lady Agatha wieder auf.

»Ich kann mit allem möglichen Sympathie haben«, sagte Lord Henry, die

Achseln zuckend. »Außer mit Leiden. Damit kann ich keine Sympathie haben. Es ist zu hässlich, zu schrecklich, zu niederdrückend. In der modernen Sympathie für die Leiden liegt etwas unglaublich Krankhaftes. Man sollte lieber mit Farben, mit der Schönheit, mit der Lebensfreude sympathisieren. Je weniger man über die traurigen Seiten des Lebens spricht, um so besser.«

»Und doch, das East End ist ein sehr wichtiges Problem«, bemerkte mit ernstem Kopfschütteln Sir Thomas.

»Sicher«, antwortete der junge Lord. »Es ist das Problem der Sklaverei, und wir versuchen es dadurch zu lösen, dass wir die Sklaven amüsieren.«

Der Politiker sah ihn mit einem forschenden Blick an. »Welche Änderung schlagen Sie also vor?«

Lord Henry lachte. »Ich habe überhaupt nicht das Verlangen, in England etwas zu ändern, höchstens das Wetter. Ich begnüge mich mit rein philosophischer Betrachtung. Da aber das neunzehnte Jahrhundert durch seinen übermäßigen Verbrauch an Sympathie Bankrott gemacht hat, so möchte ich vorschlagen, dass man sich an die Wissenschaft hält, um uns wieder auf die Beine zu bringen. Der Vorteil des Gefühles liegt darin, dass es uns auf Abwege führt, und der Vorteil der Wissenschaft liegt darin, dass sie mit Gefühlen nichts zu tun hat.«

»Aber auf uns liegen so schwere Verantwortlichkeiten«, warf Mrs. Vandeleur schüchtern ein.

»Entsetzlich schwere«, stimmte Lady Agatha ein.

Lord Henry sah zu Mr. Erskine hinüber. »Die Menschheit nimmt sich viel zu ernst, das ist die Todsünde der Welt. Wenn die Höhlenmenschen schon hätten lachen können, wäre die Weltgeschichte anders ausgefallen.«

»Ihre Worte richten mich auf«, trillerte die Herzogin. »Ich habe bisher immer ein starkes Schuldgefühl gehabt, wenn ich Ihre liebe Tante besucht habe. Ich nehme nämlich nicht das geringste Interesse an dem East End. In Zukunft werde ich ihr ins Gesicht sehen können, ohne zu erröten.«

»Erröten steht den Damen sehr gut«, bemerkte Lord Henry.

»Nur wenn man jung ist«, antwortete sie. »Wenn eine alte Frau wie ich errötet, dann ist es ein sehr schlechtes Zeichen. Ach, Lord Henry, ich wünschte, Sie könnten mir sagen, wie man wieder jung wird.«

Er dachte einen Augenblick nach. »Können Sie sich«, fragte er dann, sie über den Tisch fest ansehend, »irgendeines Irrtums entsinnen, den Sie in der Jugend begangen haben?«

»Leider einer ganzen Menge!«, rief sie aus.

»Dann begehen Sie sie wieder«, entgegnete er ernst. »Um seine Jugend zurückzubekommen, braucht man nur seine Jugendeselen zu wiederholen.«

»Eine entzückende Theorie! Ich muss sie ausprobieren.«

»Eine gefährliche Theorie«, sagte Sir Thomas, seine dünnen Lippen zusammenpressend.

Lady Agatha schüttelte den Kopf, aber sie musste doch lachen. Mr. Erski-ne hörte still zu.

»Ja«, fuhr Henry fort. »Das ist eins der großen Geheimnisse des Lebens. Heutzutage gehen die meisten Leute an chronischem ›gesundem Menschenverstand‹ zugrunde, und erst, wenn es zu spät ist, entdecken sie, dass die einzigen Dinge, die man niemals bedauert, seine Fehler sind.«

Nun lachte der ganze Tisch.

Er spielte mit seinem Einfall und wurde übermütig; er warf ihn in die Luft und wandelte ihn ab; ließ ihn entwischen und fing ihn wieder auf; ließ ihn fantastisch glitzern und gab ihm Paradoxe als Flügel. Als er fortfuhr, erhob sich dieses Loblied der Narrheit zu einem philosophischen System; die Philosophie selber wurde dabei jung und tanzte, die tolle Musik der Genüsse als Begleitung, gleichsam in weinbeflecktem Gewand und mit Efeu bekränzt, wie eine Bacchantin über die Höhen des Lebens dahin und höhnte den plumpen Silen, weil er nüchtern war. Die Tatsachen flüchteten vor ihr wie erschreckte Waldbewohner. Ihre weißen Füße traten die ungefüge Kelter, an der der weise Omar sitzt, bis der schäumende Traubensaft in purpurnen Wellen um ihre nackten Glieder floss, oder in rotem Gischt über den dunklen, träufelnden Rand der Kufe rann.

Es war eine ganz außerordentliche Improvisation. Er fühlte die Augen Dorian Grays auf sich gerichtet, und das Bewusstsein, dass unter seinen Zuhörern einer war, den er zu fesseln wünschte, schien seinem Witz Schärfe und seiner Einbildungskraft Farbe zu geben. Er war sprühend, fantastisch, außer Rand und Band. Er bezauberte seine Zuhörer, zwang sie, aus sich herauszugehen, und lachend folgten sie der Pfeife des Rattenfängers. Dorian Gray wandte seinen Blick nicht von ihm und saß wie gebannt, während ein Lächeln auf seinen Lippen das andere ablöste, das Staunen in seinen dunklen Augen immer tiefer wurde.

Schließlich betrat im Gewand der Gegenwart die Wirklichkeit das Zimmer in der Gestalt eines Lakaïen, der der Herzogin meldete, dass ihr Wagen vorgefahren sei. Sie rang die Hände in komischer Verzweiflung. »Wie unangenehm!«, rief sie aus. »Ich muss fort. Ich muss meinen Mann im Klub abholen und mit ihm zu irgendeiner albernem Sitzung bei Willis fahren, wo er präsidieren soll. Wenn ich zu spät komme, ist er sicher wütend, und in dem Hut, den ich aufhabe, könnte ich eine Szene nicht ertragen – er ist zu zart dazu, ein raues Wort würde ihn ruinieren. Nein, liebe Agatha, ich muss ge-

hen. Adieu, Lord Henry, Sie sind ein ganz entzückender Mensch, allerdings fürchterlich demoralisierend! Ich weiß wirklich nicht, was ich zu Ihren Ansichten sagen soll. Sie müssen an einem der nächsten Abende mit uns speisen. Dienstag? Sind Sie Dienstag frei?»

»Für Sie würde ich jede andere Verabredung aufgeben, Herzogin«, sagte Lord Henry, sich verbeugend.

»Das ist sehr nett und sehr unrecht von Ihnen! Vergessen Sie also nicht zu kommen«, rief sie ihm zu und rauschte aus dem Zimmer, von Lady Agatha und den übrigen Damen begleitet.

Als Lord Henry sich wieder gesetzt hatte, kam Mr. Erskine zu ihm hinüber, zog seinen Stuhl dicht an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm.

»Sie reden wie ein Buch«, sagte er, »warum schreiben Sie keins?«

»Mr. Erskine, ich lese viel zu gern Bücher, als dass ich Lust hätte, eins zu schreiben. Gewiss möchte ich manchmal einen Roman schreiben, einen Roman, der so entzückend wäre wie ein persischer Teppich und ebenso unwirklich, aber in England gibt es ja kein lesendes Publikum außer für Zeitungen, Fibeln und Konversationslexika. Von allen Völkern der Welt haben die Engländer am wenigsten Sinn für die Schönheit der Literatur.«

»Ich fürchte, da haben Sie recht«, antwortete Mr. Erskine. »Ich selbst habe in früheren Jahren einmal literarischen Ehrgeiz gehabt, aber ich habe ihn längst aufgegeben. Und nun, mein lieber junger Freund, wenn Sie mir erlauben wollen, Sie so zu nennen, darf ich an Sie die Frage richten, ob Sie wirklich all das glauben, was Sie uns bei Tisch gesagt haben?«

»Ich habe ganz vergessen, was ich gesagt habe«, antwortete Lord Henry lächelnd. »War es sehr arg?«

»In der Tat, sehr arg. Ich glaube wirklich, dass Sie ein außerordentlich gefährlicher Mensch sind, und wenn unserer guten Herzogin einmal ein Unglück zustößt, so werden wir alle Sie in erster Linie dafür verantwortlich machen. Aber ich würde mit Ihnen gern einmal ein langes Gespräch über das Leben haben. Meine eigene Generation ist zu langweilig. Wenn Sie einmal londonmüde sind, kommen Sie doch nach Treadley und setzen Sie mir bei einem wunderbaren Burgunder, den zu besitzen ich glücklich genug bin, Ihre Philosophie der Genüsse auseinander.«

»Ich werde mich sehr freuen. Eine Einladung nach Treadley ist eine große Gunst. Es hat einen vollkommenen Wirt und eine vollkommene Bibliothek.«

»Sie werden seine Vorzüge vervollständigen«, antwortete der alte Herr mit einer höflichen Verbeugung. »Jetzt muss ich aber Ihrer ausgezeichneten Tante Adieu sagen. Ich bin im Athenäum fällig, es ist die Stunde, wo wir dort schlafen.«

»Sie alle, Mr. Erskine?«

»Vierzig in vierzig Fauteuils. Wir üben uns für eine künftige englische Akademie.«

Lord Henry stand auf. »Da geh ich doch lieber in den Park!«, rief er lachend.

Als er durch die Tür schritt, berührte ihn Dorian Gray am Arm. »Erlauben Sie mir, mitzukommen?«, flüsterte er.

»Ich dachte, Sie hätten Basil Hallward versprochen, ihn zu besuchen«, antwortete Lord Henry.

»Ich möchte lieber mit Ihnen kommen. Ja, wirklich, ich fühle, ich muss mit Ihnen kommen. Bitte, lassen Sie mich mitgehen und versprechen Sie mir, die ganze Zeit mit mir zu reden. Niemand kann so wunderbar sprechen wie Sie.«

Lord Henry lächelte. »Ich denke, ich habe für heute genug geredet. Alles, was ich jetzt möchte, ist, Leben sehen. Sie können mitkommen und es mit ansehen, wenn Sie wollen.«

VIERTES KAPITEL

Eines Nachmittags lag Dorian Gray in einem bequemen Sessel des kleinen Bibliotheksimmers in Lord Henrys Haus in Mayfair. Es war in seiner Art ein sehr hübscher Raum, hoch hinauf in olivenfarbigem Eichenholz getäfelt, mit einem cremefarbigem Fries und Stuckreliefs auf dem Plafond und mit einem ziegelfarbigem Teppich, auf dem persische Brücken mit langen Seidenfransen herumlagen. Auf einem Tischchen aus Atlasholz stand eine Figur von Clodion, und daneben lag eine Ausgabe der Cent Nouvelles, von Clovis Eve für Margarete von Valois eingebunden und mit jenen goldenen Gänseblümchen geziert, die die Königin als ihr Wappenzeichen gewählt hatte. Auf der Kaminplatte standen einige große blaue, chinesische Töpfe, in denen Papageientulpen leuchteten, und durch die kleinen, in Blei gefassten Felder der Fenster drang das aprikosenfarbene Licht eines Londoner Sommertages.

Lord Henry war noch nicht nach Hause gekommen. Er kam prinzipiell zu spät, da sein Grundsatz war, dass Pünktlichkeit einem die Zeit stehle. Der junge Mann sah etwas gelangweilt aus, als er mit nervösen Fingern in einer sorgfältig illustrierten Ausgabe von Manon Lescaut blätterte, die er in einem der Bücherständer gefunden hatte. Das abgemessene gleichförmige Ticken einer Louis-XIV.-Uhr machte ihn unruhig. Ein- oder zweimal kam ihm die Idee wegzugehen.

Endlich hörte er einen Schritt draußen und die Tür öffnete sich. »Wie spät Sie kommen, Henry!«, flüsterte er.

»Leider ist es nicht Henry, Mr. Gray«, antwortete eine schrille Stimme. Er sah sich um und sprang rasch auf die Füße.

»Ich bitte um Entschuldigung, ich ...«

»Sie dachten, es sei mein Mann – es ist aber nur seine Frau. Ich muss mich schon selbst vorstellen. Ich erkenne Sie nach Ihren Fotografien. Ich glaube, mein Mann besitzt siebzehn.«

»Nicht siebzehn. Lady Henry.«

»Also dann achtzehn! ... Übrigens habe ich Sie auch an einem der letzten Abende mit ihm zusammen in der Oper gesehen.« Während sie sprach, lachte sie nervös und beobachtete ihn mit ihren verschwommenen Vergissmeinnichtaugen. Sie war eine sonderbare Frau, deren Kleider immer so aussahen, als wären sie in einem Wutanfall entworfen und während eines Gewittersturms angezogen worden. Sie war in der Regel in irgendjemand verliebt, und da ihre Leidenschaft nie erwidert wurde, hatte sie sich ihre Illusionen bewahrt. Sie versuchte immer, sich ein pittoreskes Aussehen zu geben, erreichte aber nur ein unordentliches. Sie hieß Victoria und hatte eine krankhafte Neigung, zur Kirche zu gehen.

»Das war im ›Lohengrin‹, vermute ich, Lady Henry.«

»Ja, es war im entzückenden Lohengrin. Ich liebe Wagners Musik mehr als jede andere. Sie ist so laut, dass man sich die ganze Zeit unterhalten kann, ohne dass die anderen Leute hören, was man sagt. Das ist ein unschätzbare Vorteil. Meinen Sie nicht auch, Mr. Gray?«

Von ihren dünnen Lippen kam wieder das abgebrochene nervöse Lachen und ihre Finger begannen mit einem langen Papiermesser aus Schildpatt zu spielen.

Dorian schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich bedaure, Lady Henry, das ist nicht meine Meinung. Ich spreche nie, während man spielt – wenigstens nicht bei guter Musik. Wenn man schlechte Musik hört, ist man allerdings verpflichtet, sie durch ein Gespräch zu übertönen.«

»Das ist einer von Henrys Gedanken, nicht wahr, Mr. Gray? Ich bekomme Henrys Ansichten immer von seinen Freunden zu hören. Das ist die einzige Art, wie ich sie überhaupt höre. Aber Sie müssen nicht glauben, dass ich gute Musik nicht auch liebe. Ich vergöttere sie, aber ich fürchte mich vor ihr, sie macht mich zu romantisch. Ich habe Klavierspieler einfach angebetet, manchmal zwei auf einmal, versichert Henry. Ich weiß nicht, warum sie so anziehend auf mich wirken; vielleicht kommt es daher, dass sie Ausländer sind. Das sind sie doch alle, nicht wahr? Selbst die, die in England geboren

sind, werden nach einiger Zeit Ausländer, nicht wahr? Das ist sehr geschickt von ihnen und eine Verbeugung vor der Kunst. Macht sie ganz kosmopolitisch, nicht wahr? Sie waren nie auf einer meiner Gesellschaften, nicht wahr, Mr. Gray? Sie müssen einmal kommen. Ich kann mir zwar keine Orchideen leisten, aber ich scheue keine Ausgabe, um Ausländer bei mir zu sehen. Sie geben den Räumen ein so malerisches Aussehen ... Aber da ist Henry. Henry, ich habe dich gesucht, um dich etwas zu fragen – ich habe ganz vergessen, was es war ... und Mr. Gray hier getroffen. Wir haben so nett über Musik geplaudert. Unsere Ansichten darüber sind ganz die gleichen. Nein; ich glaube, unsere Ansichten sind ganz die entgegengesetzten, aber er war entzückend. Ich freue mich sehr, ihn getroffen zu haben.«

»Das ist ja reizend, meine Liebe, ganz reizend«, sagte Lord Henry, seine dunklen geschwungenen Augenbrauen hebend und beide mit vergnügtem Lächeln ansehend. »Es tut mir leid, Dorian, dass ich mich verspätet habe. Ich war in der Wardour Street, um mir einen alten Brokat anzusehen, und musste stundenlang darum handeln. Die Leute kennen heutzutage den Preis von jeder Sache und den Wert von keiner einzigen!«

»Ich muss leider gehen!«, rief Lady Henry aus, ein verlegenes Schweigen mit ihrem albernen jähen Lachen unterbrechend. »Ich habe versprochen, mit der Herzogin auszufahren. Adieu, Mr. Gray. Adieu, Henry. Du speisst wohl nicht zu Hause? Ich auch nicht, vielleicht sehen wir uns bei Lady Thornbury.«

»Ich vermute, meine Liebe«, sagte Lord Henry und schloss die Tür hinter ihr, als sie wie ein Paradiesvogel, der die ganze Nacht im Regen zugebracht, hinausgeflattert war, einen feinen Duft von Jasminblüten zurücklassend. Dann zündete er sich eine Zigarette an und warf sich auf das Sofa.

»Heiraten Sie nie eine Frau mit strohgelbem Haar!«, sagte er nach einigen Zügen.

»Warum nicht, Henry?«

»Weil sie zu sentimental sind.«

»Ich habe aber sentimentale Menschen gern.«

»Heiraten Sie überhaupt nie! Männer heiraten, weil sie müde, Frauen, weil sie neugierig sind; beide sind nachher enttäuscht.«

»Ich glaube nicht, dass ich heiraten werde, Henry, ich bin zu verliebt dazu. Das ist natürlich einer Ihrer Aphorismen. Ich übertrage ihn in die Wirklichkeit, wie alles, was Sie sagen.«

»In wen sind Sie verliebt?«, fragte Lord Henry nach einer Pause.

»In eine Schauspielerin«, sagte Dorian Gray errötend.

Lord Henry zuckte die Achseln. »Ein recht gewöhnlicher Anfang.«

»Sie würden das nicht sagen, wenn Sie sie gesehen hätten, Henry!«

»Wer ist's denn?«

»Sie heißt Sibyl Vane.«

»Nie von ihr gehört.«

»Niemand hat von ihr gehört. Später einmal werden die Menschen ihren Namen kennen! Sie ist ein Genie.«

»Mein lieber Junge, es gibt keine Frau, die ein Genie ist. Die Frauen sind ein dekoratives Geschlecht. Sie haben nie etwas zu sagen, aber sie sagen es entzückend. Die Frauen bedeuten den Sieg der Materie über den Geist, gerade so wie die Männer den Sieg des Geistes über die Moral bedeuten.«

»Henry, wie können Sie so etwas sagen?!«

»Mein lieber Dorian, es ist Wort für Wort wahr. Ich beschäftige mich jetzt mit der Analyse der Frauen, muss es also wissen. Das Thema ist nicht so schwer verständlich, wie ich anfangs geglaubt habe. Ich finde, dass es schließlich nur zwei Sorten von Frauen gibt, die hässlichen und die geschminkten. Die hässlichen sind sehr nützlich. Wenn Sie als ein respektabler junger Mann gelten wollen, brauchen Sie nur eine von ihnen zu Tisch zu führen. Die anderen sind einfach entzückend. Allerdings begehen sie meistens einen Fehler: schminken sich, um jung auszusehen. Unsere Großmütter schminkten sich, um dann geistreiche Dinge zu sagen. Rouge und Esprit gehörten zusammen. Das ist jetzt vorbei. Solange eine Frau es erreicht, zehn Jahre jünger auszusehen als ihre eigene Tochter, ist sie restlos glücklich. Was aber die Konversation anbelangt, so gibt es in ganz London höchstens fünf Weiber, mit denen zu reden sich lohnt. Und zwei von diesen fünf kann man nicht in anständige Gesellschaft führen. Na, einerlei – erzählen Sie mir was von Ihrem Genie! Wie lange kennen Sie sie schon?«

»Henry, Ihre Ansichten erschrecken mich!«

»Lassen Sie das nur sein. Wie lange kennen Sie sie also?«

»Ungefähr drei Wochen.«

»Und wo haben Sie sie aufgestöbert?«

»Ich will es Ihnen erzählen, Henry, aber Sie müssen nicht in einem hässlichen Ton darüber reden ... Ich hätte übrigens das ganze Erlebnis nicht gehabt, wenn ich Sie nicht getroffen hätte. Sie haben mich mit einer wilden Begierde, alles im Leben kennenzulernen, erfüllt. Noch viele Tage nach unserer ersten Begegnung schien in meinen Adern irgendetwas in Aufruhr zu sein. Wenn ich im Park herumsaß oder Piccadilly hinunterschlenderte, pflegte ich jedem einzelnen Menschen, der an mir vorbeiging, ins Gesicht zu sehen und mit einer tollen Neugierde darüber nachzugrübeln, was für eine Art Leben er wohl führe. Einige von ihnen fesselten mich, andere machten mich schauern. Es lag etwas wie ein erlesenes Gift in der Luft, ich sehnte

mich nach Erlebnissen ... Eines Abends gegen sieben Uhr nun entschloss ich mich, auf die Suche nach einem Abenteuer zu gehen. Ich hatte das Gefühl, dass dies graue schreckliche London, in dem wir leben, mit seinen Hunderttausenden von Menschen, mit seinen schmutzigen Sündern und seinen glänzenden Sünden, wie Sie einmal gesagt haben, etwas für mich in Bereitschaft halten müsse. Ich dachte an tausenderlei Dinge. Schon die Gefahr allein erfüllte mich mit Wonne. Ich erinnerte mich an das, was Sie mir an dem wunderbaren Abend, als wir das erste Mal zusammen speisten, gesagt haben, dass nämlich das Suchen nach Schönheit das eigentliche Geheimnis des Lebens sei. Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber ich machte mich einfach auf, wanderte nach dem Osten und verlor bald meinen Weg in einem Wirrwarr von rußigen Straßen und schwarzen kahlen Plätzen. Gegen ein halb acht Uhr ging ich an einem lächerlich kleinen Theater vorbei, vor dem große flackernde Gasflammen brannten und grelle Zettel hingen. Ein grässlicher Jude in dem erstaunlichsten Rock, den ich je in meinem Leben gesehen habe, stand an der Tür und rauchte eine schlechte Zigarre. Er hatte fettige Locken und ein riesiger Diamant glitzerte mitten auf seinem schmutzigen Hemd. »Eine Loge, Herr Graf?«, fragte er mich und nahm mit pompöser Unterwürfigkeit den Hut ab. Er hatte etwas, Henry, das mich amüsierte. Er war grotesk scheußlich. Sie werden mich auslachen, ich weiß, aber ich ging wirklich hinein und zahlte eine ganze Guinee für die Proszeniumsloge. Ich kann mir auch heute noch nicht erklären, warum ich das getan habe, und doch, lieber Henry, wäre ich nicht hineingegangen, hätte ich den größten Roman meines Lebens versäumt! ... Jetzt lachen Sie! Das ist abscheulich von Ihnen.«

»Ich lache nicht, Dorian, wenigstens nicht über Sie. Aber Sie sollten doch nicht sagen, dass das der größte Roman Ihres Lebens ist. Sagen Sie lieber, der erste Roman Ihres Lebens. Sie werden immer geliebt werden und Sie werden die Liebe immer lieben. Die grande passion ist das Vorrecht der Leute, die nichts zu tun haben. Sie ist das Einzige, wozu die müßigen Stände eines Landes gut sind. Haben Sie keine Angst, noch viel erlesenere Dinge warten Ihrer! Das ist erst der Anfang.«

»Glauben Sie, dass meine Natur so hohl ist?«, rief Dorian gekränkt.

»Nein, ich glaube, dass Ihre Natur so tief ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»Mein lieber Junge, die Leute, die nur einmal in ihrem Leben lieben, das sind in Wirklichkeit die leeren Menschen. Was sie Treue nennen, nenne ich entweder Stumpfheit der Gewohnheit oder Mangel an Einbildungskraft. Treue ist im Gefühlsleben, was Konsequenz im Geistesleben ist: einfach ein

Zugeständnis der Schwäche. Treue ... Ich muss den Begriff einmal gelegentlich analysieren. Freude am Besitz ist darin enthalten. Es gibt eine Menge Dinge, die wir wegwerfen würden, wenn wir uns nicht fürchten müssten, dass ein anderer sie aufließt. Aber ich möchte Sie nicht unterbrechen, erzählen Sie weiter.«

»Ich saß also in einer schrecklichen kleinen Loge und ein ordinärer Vorhang starrte mir entgegen. Ich schaute hinter der Gardine hervor und sah mir das Haus an. Es war ein schäbiges Ding, ganz voll Amoretten und Füllhörnern, so wie ein billiger Hochzeitskuchen. Galerie und Parterre waren leidlich voll, aber die zwei Reihen elender Fauteuils vorne waren ganz leer, und auf dem Platz, der vermutlich der erste Rang genannt wird, war kaum ein Mensch. Weiber mit Orangen und Ingwerbier gingen herum und eine unglaubliche Menge von Nüssen wurde verzehrt.«

»Es muss also ganz so gewesen sein wie in den Glanztagen des britischen Dramas.«

»Ganz so, vermute ich, und sehr deprimierend. Ich begann, mich zu fragen, was ich eigentlich hier wollte, als mein Blick auf den Theaterzettel fiel. Was glauben Sie, Henry, welches Stück gespielt wurde?«

»Ich vermute, der ›Idiotenknabe‹ oder ›Blöde, aber unschuldig‹. Unsere Väter liebten diese Art Stücke, glaube ich. Je länger ich lebe, Dorian, desto stärker fühle ich, dass alles, was für unsere Väter gut genug war, für uns nicht mehr gut genug ist. In der Kunst, wie in der Politik, ›les grand-pères ont toujours tort‹.«

»Das Stück war gut genug für uns, Henry. Es war ›Romeo und Julia‹. Ich muss gestehen, dass mich die Aussicht, Shakespeare in einem so elenden Loch zu sehen, einigermaßen beunruhigte. Trotzdem interessierte mich die Sache. Jedenfalls entschloss ich mich, den ersten Akt abzuwarten. Zunächst begann ein schreckliches Orchester zu spielen, dass ein junger Hebräer, der an einem verstimmten Klavier saß, dirigierte, und das mich beinahe doch noch hinausgetrieben hätte, schließlich ging aber der Vorhang in die Höhe und das Stück fing an. Romeo war ein feister, älterer Herr mit dick aufgemalten Augenbrauen, heiserer Tragödenstimme und einer Gestalt wie ein Bierfass. Mercutio war beinahe ebenso arg. Er wurde von dem Komiker gespielt, der Mätzchen eigener Erfindung einstreute und in der freundschaftlichsten Beziehung zum Parterre stand. Sie waren beide ebenso grotesk wie die Szenerie, und die sah aus, als käme sie aus einer Jahrmarktsbude. Aber Julia! Henry, stellen Sie sich ein Mädchen vor, kaum siebzehn Jahre alt, mit einem kleinen blütengleichen Gesicht, einem schmalen griechischen Kopf mit dunkelbraunen Zöpfen, mit Augen wie veilchenblaue Quellen der Leidenschaft, mit Lippen wie Rosenblät-

ter. Sie ist das entzückendste Wesen, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Sie haben mir einmal gesagt, dass Pathos Sie nicht ergreift, aber dass Schönheit, Schönheit an sich, Ihre Augen mit Tränen füllen kann. Ich sage Ihnen, Henry, ich konnte dieses Mädchen kaum sehen, weil ein Tränenschimmer über meinen Augen lag. Und ihre Stimme! Ich habe noch nie eine solche Stimme gehört. Zuerst war sie sehr leise in tiefen Molltönen, deren jeder einzelne sich ins Ohr zu schmeicheln schien. Dann wurde sie etwas lauter und klang wie eine Flöte oder ein fernes Horn. In der Gartenszene hatte sie jenes berückende Schluchzen, das man hört, wenn die Nachtigallen singen, bevor es Tag wird. Später gab es dann Augenblicke, wo sie die ungestüme Leidenschaft von Geigen hatte. Sie wissen, wie eine Stimme einen erschüttern kann. Ihre Stimme und die Stimme von Sibyl Vane sind zwei Erlebnisse, die ich nie vergessen werde. Wenn ich meine Augen schließe, höre ich sie, und jede von beiden sagt etwas anderes. Ich weiß nicht, welcher ich folgen soll ... Wie sollte ich sie nicht lieben? Henry, ich liebe sie. Sie ist mir alles im Leben. Abend für Abend gehe ich hin, um sie spielen zu sehen. An einem Abend ist sie Rosalinde und am nächsten ist sie Imogen. Ich habe sie im Düstern einer italienischen Gruft sterben sehen, wie sie das Gift von den Lippen des Geliebten saugt. Ich bin ihrer Wanderung durch die Ardennenwälder gefolgt, als sie in einen hübschen Knaben mit Hose, Wams und zierlichem Barett verkleidet war. Sie war wahnsinnig und trat vor das Auge eines schuldigen Königs und gab ihm Raute zu tragen und bittere Kräuter zu kosten. Sie war unschuldig, und die schwarzen Hände der Eifersucht haben ihre Kehle, die zart ist wie ein Schilfrohr, zusammengedrückt. Ich habe sie in jedem Jahrhundert und in jedem Kleid gesehen. Gewöhnliche Frauen sagen unserer Einbildungskraft nichts. Sie sind in ihre Zeit gebannt – kein Zauber kann sie verwandeln. Man kennt ihre Neigungen ebenso schnell wie ihre Hüte. Man findet sie überall. Es ist nichts Geheimnisvolles in ihnen. Sie reiten in der Früh in den Park und schnattern am Nachmittag beim Tee. Sie haben ihr stereotypes Lächeln und ihre eleganten Manieren, sie sind völlig durchsichtig. Aber eine Schauspielerin! Wie anders ist eine Schauspielerin! Henry, warum haben Sie mir nicht gesagt, dass das einzige Wesen, das geliebt zu werden verdient, eine Schauspielerin ist?»

»Weil ich zu viele von ihnen geliebt habe, Dorian.«

»Ja – aber sicher nur schreckliche Geschöpfe mit gefärbten Haaren und geschminkten Gesichtern.«

»Schmähen Sie gefärbte Haare und geschminkte Gesichter nicht. In ihnen liegt, manchmal wenigstens, ein ganz außerordentlicher Reiz«, sagte Lord Henry.

»Ich wollte jetzt, ich hätte Ihnen nie etwas von Sibyl Vane gesagt.«

»Sie konnten ja gar nicht anders, Dorian. Immer, Ihr ganzes Leben lang, werden Sie mir alles, was Sie angeht, sagen.«

»Ja, Henry, ich glaube, das ist wahr. Ich muss Ihnen alles sagen. Sie haben eine sonderbare Macht über mich. Wenn ich je ein Verbrechen begehen würde, käme ich zu Ihnen, es zu beichten. Sie würden mich verstehen.«

»Menschen wie Sie, Dorian, die ungebrochen, wie Sonnenstrahlen durchs Leben gehen, begehen keine Verbrechen. Aber ich danke Ihnen trotzdem für das Kompliment. Und jetzt sagen Sie mir – wollen Sie so gut sein und mir mal die Streichhölzer herübergeben? Danke – welches sind Ihre jetzigen Beziehungen zu Sibyl Vane?«

Dorian Gray sprang mit geröteten Wangen und brennenden Augen auf.

»Henry, Sibyl Vane ist mir heilig!«

»Nur heilige Dinge sind wert, dass man nach ihnen greift, Dorian«, sagte Lord Henry in einem merkwürdig pathetischen Ton. »Warum sind Sie also böse über diese Frage? Sie wird Ihnen vermutlich ja doch eines Tages gehören. Wenn man liebt, betrügt man anfangs immer sich selbst und zum Schluss andere! Das nennt dann die Welt einen Roman. Auf jeden Fall nehme ich an: Sie haben sie doch kennengelernt?«

»Natürlich! ... Schon am ersten Abend kam der grässliche alte Jude, als die Vorstellung aus war, in meine Loge und erbot sich, mich hinter die Kulissen zu führen und mich ihr vorzustellen. Ich war wütend darüber und sagte ihm, dass Julia seit Jahrhunderten tot sei und dass ihr Körper in einem Marmorgrabe zu Verona ruhe. Aus dem wilden Ausdruck des Erstaunens in seinem Gesicht schloss ich, dass er den Eindruck hatte, ich habe zu viel Champagner oder so etwas getrunken.«

»Kein Wunder!«

»Dann fragte er mich, ob ich für irgendeine Zeitung schreibe. Ich sagte ihm, dass ich nicht einmal eine lese. Das schien ihn fürchterlich zu enttäuschen, und er vertraute mir an, dass alle Theaterkritiker gegen ihn verschworen seien und dass jeder einzelne von ihnen käuflich sei!«

»Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er damit ganz recht hätte. Nach ihrem Aussehen zu schließen, können allerdings die meisten von ihnen nicht gar so teuer sein.«

»Jedenfalls schienen sie trotzdem über seine Mittel zu gehen«, sagte Dorian lachend. »Als wir so weit im Gespräch waren, wurden die Lichter im Theater schon ausgelöscht und ich musste fort. Er wollte noch, dass ich einige Zigarren probiere, die er mir sehr warm empfahl. Ich dankte. Am nächsten Abend war ich natürlich wieder da. Als er mich sah, machte er eine tiefe Verbeugung und versicherte mir, ich sei ein hochherziger Kunstmäzen. Er ist ein sehr ab-

stoßender Kerl, obwohl er eine außerordentliche Passion für Shakespeare hat. Er erzählte mir einmal mit stolzer Miene, dass er die fünf Bankrotte, die er bisher gemacht, einzig dem ›Barden‹ verdanke; so nannte er nämlich Shakespeare fortwährend. Er schien das für eine Auszeichnung zu halten.«

»Das ist es auch, mein lieber Dorian, sogar eine große Auszeichnung! Die meisten Leute werden bankrott, weil sie zu viel in der Prosa des Lebens anlegen. Sich durch Poesie ruiniert zu haben, ist eine Ehre. Aber wann haben Sie Miss Sibyl Vane zum ersten Mal gesprochen?«

»Am dritten Abend. Sie hatte die Rosalinde gespielt. Ich konnte nicht anders – ich musste hinter die Bühne gehen. Ich hatte ihr ein paar Blumen zugeworfen, und sie hatte mich angesehen; wenigstens bildete ich es mir ein. Der alte Jude war hartnäckig. Er schien fest entschlossen, mich hinter die Kulissen mitzunehmen – ich gab also nach. Eigentlich war es doch sonderbar, dass ich gar nicht den Wunsch hatte, sie kennenzulernen, nicht?«

»Nein, ich glaube das nicht.«

»Warum, lieber Henry?«

»Ich werde Ihnen das ein anderes Mal erklären. Jetzt möchte ich gern etwas Näheres von dem Mädchen wissen.«

»Von Sibyl? Oh, sie war sehr scheu und lieb. Sie ist wie ein Kind. Ihre Augen öffneten sich ganz weit in ungeheurem Staunen, als ich ihr sagte, was ich über ihr Spiel dachte, und sie schien sich ihrer eigenen Macht gar nicht bewusst zu sein. Ich glaube übrigens, wir waren beide etwas nervös. Der alte Jude stand grinsend an der Tür der verstaubten Garderobe und hielt uns beiden weitschweifige Reden, während wir dastanden und uns wie Kinder ansahen. Er fuhr fort, mich ›Herr Graf‹ zu nennen, sodass ich Sibyl versichern musste, ich sei keiner. Sie sagte ganz einfach zu mir: ›Sie sehen auch mehr wie ein Prinz aus. Ich will Sie den Märchenprinzen nennen.«

»Mein Wort, Dorian, Miss Sibyl versteht es, Komplimente zu machen.«

»Sie verstehen sie nicht, Henry. Sie hielt mich für eine Person in einem Theaterstück. Sie kennt das Leben nicht. Sie wohnt bei ihrer Mutter, einer verbrauchten, müden Frau, die am ersten Abend in einer Art von hochrotem Schlafrock die Lady Capulet gespielt hatte und aussieht, als hätte sie einmal bessere Tage gesehen.«

»Ich kenne diese Art, auszusehen, sie drückt mich nieder«, flüsterte Lord Henry, seine Ringe betrachtend.

»Der Jude wollte mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, aber ich sagte, sie habe keinerlei Interesse für mich.«

»Sie haben ganz recht gehabt. Die Tragödien anderer Leute haben immer etwas unendlich Gemeines.«

»Sibyl ist das einzige Wesen in der Welt, an dem mir etwas liegt. Was geht es mich an, woher sie kommt! Von ihrem kleinen Kopf bis zu ihrem kleinen Fuß ist sie ganz und gar himmlisch. Jeden Abend meines Lebens gehe ich hin, sie spielen zu sehen, und an jedem Abend ist sie wunderbarer.«

»Das ist wohl auch der Grund, warum Sie jetzt nie mit mir speisen. Ich dachte mir gleich, dass Sie irgendeinen merkwürdigen Roman erleben. Ich hatte also recht, aber es ist nicht ganz, was ich erwartet habe.«

»Mein lieber Henry, wir sind jeden Tag entweder beim Frühstück oder beim Souper zusammen, und ich war mehrere Male mit Ihnen in der Oper«, sagte Dorian, verwundert seine blauen Augen aufreißend.

»Sie kommen aber immer schrecklich spät.«

»Ich muss doch jeden Abend Sibyl spielen sehen, wenn auch nur einen Akt lang. Ich dürste nach ihrem Anblick, und wenn ich an die wunderbare Seele denke, die sich in dem kleinen Elfenbeinkörper verbirgt, bin ich von Ehrfurcht erfüllt.«

»Wollen Sie heute Abend mit mir essen, Dorian?«

Er schüttelte den Kopf. »Heute Abend ist sie Imogen«, antwortete er. »Und morgen Abend Julia.«

»Und wann ist sie Sibyl Vane?«

»Nie.«

»Da wünsche ich Ihnen Glück.«

»Wie schrecklich Sie sind! ... Alle großen Heldinnen der Welt sind in ihr zusammengedrängt. Sie ist mehr als ein Einzelwesen. Sie lachen, aber ich sage Ihnen, dass sie ein Genie ist. Ich liebe sie, und ich will, dass sie mich liebt. Sie, der Sie alle Geheimnisse des Lebens kennen, müssen mir sagen, durch welchen Zauber ich Sibyl Vane zur Liebe zwingen kann. Ich will Romeo eifersüchtig machen. Ich will, dass alle toten Liebhaber der Welt unser Lachen hören und traurig werden sollen. Ich will, dass ein Hauch unserer Leidenschaft ihren Staub wiederbelebt und ihre Asche zu Schmerzen auferweckt ... O Gott, Henry, wie bete ich sie an!« Er ging, während er so sprach, im Zimmer auf und ab; rote hektische Flecken brannten auf seinen Wangen; er war furchtbar erregt.

Lord Henry betrachtete ihn mit erlesenem Genuss. Wie anders war er jetzt, als der verlegene, schüchterne Knabe, den er in Basil Hallwards Atelier kennengelernt hatte! Seine Natur hatte sich entwickelt wie eine Blume, hatte scharlachrot-flammende Blüten getragen. Aus ihrem geheimen Versteck war seine Seele hervorgebrochen und die Begierde war ihr auf halbem Weg entgegengekommen.

»Und was soll jetzt geschehen?«, sagte Lord Henry schließlich.

»Ich möchte, dass Sie und Basil an einem Abend mit mir kommen und sie spielen sehen. Ich habe nicht die leiseste Besorgnis über die Wirkung, Sie werden zugeben müssen, dass sie Genie hat. Dann müssen wir sie aus den Händen dieses Juden befreien. Sie ist noch drei Jahre, genauer zwei Jahre und acht Monate an ihn gebunden. Natürlich werde ich ihm etwas zahlen müssen. Wenn das alles in Ordnung ist, nehme ich ein Theater im Westen und bringe sie dort richtig heraus. Sie wird die Welt ebenso verrückt machen wie mich.«

»Das wird kaum möglich sein, mein lieber Junge.«

»Doch, sie wird es, denn sie hat nicht nur Kunst und vollendeten Kunstinstinkt, sie ist auch eine Persönlichkeit. Sie selbst haben mir ja oft genug gesagt, dass nur Persönlichkeiten und nie Prinzipien die Welt bewegen.«

»Schön, wann sollen wir also hingehen?«

»Lassen Sie mich nachdenken. Heute ist Dienstag, wollen wir morgen festlegen? Morgen spielt sie die Julia.«

»Abgemacht, also im »Bristol« um acht Uhr – ich werde Basil mitbringen.«

»Bitte, nicht um acht Uhr, Henry, um halb sieben. Wir müssen dort sein, ehe der Vorhang hochgeht. Sie müssen sie im ersten Akt bei der Begegnung mit Romeo sehen.«

»Halb sieben, was für eine Tageszeit! Das wäre ungefähr ebenso geschmacklos, wie Abendbrot am Nachmittag zu essen oder einen englischen Roman zu lesen. Es muss mindestens sieben sein. Kein anständiger Mensch speist vor sieben. Sehen Sie Basil bis dahin? Oder soll ich ihm schreiben?«

»Der liebe Basil! Ich habe ihn eine ganze Woche lang nicht zu Gesicht bekommen. Das ist sehr hässlich von mir, da er mir mein Porträt in einem prachtvollen Rahmen, den er selber entworfen, geschickt hat. Obwohl ich etwas eifersüchtig auf das Bild bin, da es um einen ganzen Monat jünger ist als ich, muss ich doch zugeben, dass es mich entzückt. Ich glaube, Sie schreiben ihm lieber. Ich möchte ihn nicht allein sehen. Er sagt mir Dinge, die mich nervös machen. Er gibt mir nämlich gute Lehren.«

Lord Henry lächelte. »Die Menschen haben eine starke Neigung, gerade das zu geben, was sie selbst am notwendigsten hätten. Man kann das schon eine abgründige Freigebigkeit nennen.«

»Oh, Basil ist der beste Mensch, aber er scheint mir doch ein ganz klein wenig Philister zu sein. Seit ich Sie kenne, Henry, habe ich das entdeckt.«

»Mein lieber Freund, Basil legt alles, was an ihm entzückend ist, in seine Werke. Die Folge davon ist, dass er fürs Leben nichts übrig behält als seine Vorurteile, seine Grundsätze und seinen gesunden Menschenverstand. Alle Künstler, die ich kennengelernt habe und die persönlich anziehen, sind schlechte Künstler. Gute Künstler leben nur in ihren Schöpfungen und sind

infolgedessen in ihrem Wesen vollständig uninteressant. Ein wirklich großer Dichter ist das unpoetischste Geschöpf auf der Welt – unbedeutendere Dichter aber sind immer bezaubernd. Je schlechter ihre Reime sind, desto malerischer sehen sie aus. Die bloße Tatsache, dass jemand eine Sammlung mittelmäßiger Sonette veröffentlicht hat, macht einen Menschen einfach unwiderstehlich. Er lebt die Gedichte, die er nicht schreiben kann. Die anderen schreiben die Gedichte, die zu leben sie nicht wagen.«

»Ich möchte wissen, ob das wirklich so ist, Henry«, sagte Dorian Gray, während er aus einer großen goldgefassten Flasche, die auf dem Tisch stand, etwas Parfüm auf sein Taschentuch goss. »Es wird wohl so sein, wenn Sie es sagen. Jetzt muss ich aber fort, Imogen wartet auf mich. Vergessen Sie nicht, morgen! Adieu!«

Als er den Raum verlassen hatte, sanken Lord Henrys schwere Lider herab, und er begann nachzudenken. Sicher hatten ihn bisher sehr wenige Menschen so interessiert wie Dorian Gray. Und doch verursachte ihm die Tatsache, dass der Jüngling eine andere Person kritiklos anbetete, nicht den leisesten Ärger oder die geringste Eifersucht. Er freute sich darüber. Das machte ihn nur zu einem noch interessanteren Studienobjekt. Die Methoden der Naturwissenschaft hatten ihn immer angezogen, aber der gewöhnliche Stoff dieser Wissenschaft war ihm trivial und belanglos erschienen. Deshalb hatte er zuerst sich selbst viviseziert, um dann schließlich andere zu vivisezieren. Das menschliche Leben schien ihm der einzige Gegenstand, der einer forschenden Untersuchung wert war. Verglichen damit war alles andere ohne Bedeutung. Allerdings, wenn man das Leben in seinem seltsamen Schmelztiegel aus Schmerz und Lust beobachten wollte, konnte man vorm Gesicht keine Schutzmaske gegen die Schwefeldämpfe tragen, die das Gehirn verwirren und die Fantasie mit wüsten Ausgeburten wirrer Träume erfüllen. Es gab so feine Gifte, dass man an ihnen erkrankt sein musste, um ihre Eigenheiten zu erkennen. Es gab so seltsame Krankheiten, dass man sie durchgemacht haben musste, wenn man ihre Art begreifen wollte. Und doch, Welch ein unendlicher Lohn wird einem dann zuteil! Wie wunderbar erscheint dann die ganze Welt! Die merkwürdig strenge Logik der Leidenschaft und das gefühlsmäßig gefärbte Leben des Geistes zu beobachten, zu beobachten, wo die beiden Linien sich nähern und wo sie sich trennen, an welchem Punkt sie sich schneiden und an welchem sie auseinanderstreben – das ist ein berauschernder Genuss. Was liegt daran, wie viel man dafür bezahlen muss! Man kann nie einen zu hohen Preis für eine Erkenntnis geben.

Er war sich bewusst – und dieser Gedanke ließ seine achatbraunen Augen freudig aufleuchten –, dass durch gewisse Aussprüche von ihm, musikalische

Worte, die er in musikalischem Tonfall gesagt, Dorian Grays Seele sich diesem unschuldigen Mädchen zugewandt und sich in Verehrung vor ihr geneigt hatte ... In hohem Maße war der Jüngling seine Schöpfung. Er hatte ihn vorzeitig reif gemacht. Das war schon etwas. Die gewöhnlichen Menschen müssen warten, bis das Leben ihnen seine Geheimnisse offenbart – den wenigen, den Auserwählten aber werden die Mysterien des Daseins enthüllt, bevor der Schleier weggezogen ist. Manchmal erreicht das die Kunst, besonders die Dichtung, die ja unmittelbar auf die Leidenschaften und auf den Geist wirkt. Dann und wann aber nimmt eine komplizierte Persönlichkeit diesen Platz ein und erfüllt das Amt der Kunst, ist also auf ihre Weise tatsächlich ein leibhaftiges Kunstwerk, da ja das Leben ebenso seine vollendeten Meisterwerke schafft wie die Poesie, die Bildhauerei oder die Malerei.

Ja, dieser Jüngling war vor der Zeit erblüht. Er erntete, während es noch Frühling war. Den Pulsschlag und die Leidenschaft der Jugend besaß er noch und war doch schon sich seiner selbst bewusst. Es war entzückend, ihn zu beobachten. Mit seinem wunderschönen Gesicht, mit seiner wunderschönen Seele war er ein Wesen, das man anstaunen musste. Es lag nichts daran, wie das alles endete, wie das alles enden sollte. Er glich einer jener graziösen Gestalten in einer Pantomime oder einem Schauspiel, deren Freuden uns unendlich fern erscheinen, deren Leid aber unser Schönheitsgefühl erregt und deren Wunden wie rote Rosen sind.

Seele und Leib, Leib und Seele – wie geheimnisvoll sind sie beide! Animalisches ist in der Seele und der Leib hat seine Augenblicke der Vergeistigung. Die Sinne können veredeln und der Intellekt kann erniedrigen. Wer vermag zu sagen, wo die fleischlichen Triebe enden oder wo die seelischen Triebe beginnen? Wie leer sind die willkürlichen Erklärungen der Schulpsychologen! Und doch, wie schwierig ist, zwischen den Lehren der einzelnen Gruppen sich zu entscheiden! Ist die Seele ein Schatten, der im Haus der Sünde wohnt, oder ist in Wirklichkeit der Körper in der Seele eingeschlossen, wie Giordano Bruno es dachte? Die Trennung des Geistes vom Stoff ist ein Geheimnis und die Vereinigung von Geist und Stoff ist gleichfalls ein Geheimnis.

Er dachte darüber nach, ob wir je aus der Psychologie eine so exakte Wissenschaft machen können, dass auch die kleinste Quelle des Lebens uns offenbar würde. Wie jetzt die Dinge liegen, begreifen wir uns selbst nie und die anderen selten. Die Erfahrung hat keinerlei ethischen Wert. Sie liefert nur die Namen, die die Menschen ihren Irrtümern geben. Die Moralisten haben sie in der Regel als eine Art Warnung betrachtet, haben für sie eine gewisse ethische Wirksamkeit in der Bildung des Charakters in Anspruch genommen, haben sie als das Mittel gepriesen, das uns darüber belehrt, was wir tun und was

wir vermeiden sollen. Aber in der Erfahrung liegt keinerlei treibende Kraft. Sie ist ebenso wenig eine wirkende Ursache wie das Gewissen. Alles, was sie in Wirklichkeit beweist, ist, dass unsere Zukunft ebenso sein wird wie unsere Vergangenheit, und dass wir die Sünde, die wir einmal mit Ekel und Widerstreben begangen haben, oft und dann mit Genuss wiederholen werden.

Er war überzeugt, dass die experimentelle Methode die einzige war, durch die man zu einer wissenschaftlichen Analyse der Leidenschaften kommen könne. Sicherlich war Dorian Gray hierfür ein geeignetes Objekt, das reiche und fruchtbare Erfolge zu versprechen schien. Seine plötzliche, wilde Liebe zu Sibyl Vane war eine psychologische Erscheinung von großem Interesse. Zweifellos war die Neugier stark dabei im Spiel, Neugier und die Begierde nach Erlebnissen – doch war sie trotzdem keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Leidenschaft. Was in ihr von den rein sinnlichen Trieben der Jugend war, das hatte die Arbeit der Fantasie umgeformt, in etwas verwandelt, das dem Jüngling selbst ganz fern von allem Sinnlichen zu sein schien und das deshalb umso gefährlicher war. Gerade die Leidenschaften, über deren Ursprung wir uns selbst täuschen, beherrschen uns am allerstärksten. Unsere schwächsten Triebe sind die, über deren Natur wir uns klar sind. Es kommt oft vor, dass wir mit uns selbst Experimente anstellen und glauben, sie mit anderen zu versuchen.

Während Lord Henry noch von diesen Dingen träumte, wurde an der Tür geklopft; sein Diener trat ein und erinnerte ihn, dass es Zeit sei, sich zum Essen umzukleiden. Er erhob sich und sah auf die Straße hinab. Der Sonnenuntergang hatte die obersten Fenster der gegenüberliegenden Häuser in scharlachrotes Gold getaucht. Die Scheiben glühten wie Platten geschmolzenen Metalls. Der Himmel drüber glich einer welkenden Rose. Er dachte an das junge, lodernde Leben seines Freundes und dachte, wie das alles wohl enden würde.

Als er dann gegen halb eins nachts nach Hause kam, fand er ein Telegramm auf dem Tisch in der Halle. Er öffnete es und sah, dass es von Dorian Gray war, der ihm mitteilte, dass er sich mit Sibyl Vane verlobt habe.

FÜNFTES KAPITEL

»Mutter, Mutter, ich bin ja so glücklich«, flüsterte das Mädchen und barg ihr Gesicht im Schoß der verblühten, müde aussehenden Frau, die, den Rücken gegen das grell eindringende Licht gekehrt, in dem einzigen Armstuhl saß, den ihr armseliges Wohnzimmer enthielt. »Ich bin so glücklich«, wiederholte sie. »Und du sollst auch glücklich sein.«

Mrs. Vane wurde unruhig und legte ihre dünnen, wachsbleichen Hände auf den Kopf der Tochter. »Glücklich?«, sagte sie schmerzlich. »Ich bin nur dann glücklich, wenn ich dich spielen sehe, Sibyl. Du darfst an nichts anderes denken als an dein Spiel. Mr. Isaacs ist sehr gut gegen uns und wir sind ihm Geld schuldig.«

»Geld, Mutter!«, rief sie aus. »Was liegt an Geld?! Liebe ist mehr als Geld!«

»Mr. Isaacs hat uns fünfzig Pfund Vorschuss gegeben, damit wir unsere Schulden zahlen und anständige Kleidung für James kaufen konnten. Das darfst du nicht vergessen, Sibyl. Fünfzig Pfund sind eine bedeutende Summe. Mr. Isaacs ist sehr anständig gewesen.«

»Er ist aber kein Gentleman, Mutter, und ich hasse die Art, wie er mit mir spricht«, sagte das Mädchen, stand auf und ging zum Fenster hinüber.

»Ich wüsste nicht, wie wir ohne ihn weiterkämen«, antwortete die alte Frau kläglich.

Sibyl Vane schüttelte den Kopf und lachte: »Wir brauchen ihn nicht mehr, Mutter, der Märchenprinz bestimmt jetzt unser Leben.« Dann schwieg sie. Eine Blutwelle ließ ihre Adern erbeben und färbte ihre Wangen dunkelrot. Der rasche Atem öffnete die Lippen, dass sie erzitterten; ein Sturm heißer Leidenschaft fegte über sie hin und bewegte die zierlichen Falten ihres Kleides. »Ich liebe ihn«, sagte sie schlicht.

Wie aus dem Munde eines Papageien kam ihr die Antwort: »Törichtes Kind, törichtes Kind!« Die Bewegungen knöcherner, mit falschen Ringen gezielter Finger machten diesen Ausruf noch grotesker.

Das Mädchen lachte wieder. In ihrer Stimme lag etwas wie die Freude des Vogels im Käfig. Ihre Augen fingen die Melodie dieses Lachens auf und wiederholten sie in ihrem Glänzen, dann schlossen sie sich einen Augenblick, als wollten sie ihr Geheimnis verbergen. Als sie sich wieder öffneten, lag der Nebelschleier eines Traumes auf ihnen.

Aus dem abgenützten Stuhl her kamen Worte der Weisheit von dünnen Lippen, mahnten zur Besinnung, zitierten aus jenem Buch der Feigheit, dem sein Autor den falschen Titel »Gesunder Menschenverstand« gegeben hat. Sie hörte nicht zu. Im Gefängnis ihrer Leidenschaft war sie frei. Ihr Prinz, der Märchenprinz war bei ihr. Sie hatte das Gedächtnis angerufen, um ihn sich neu zu schaffen. Sie hatte ihre Seele auf die Suche nach ihm geschickt und die hatte ihn ihr gebracht. Sein Kuss brannte wieder auf ihrem Mund. Ihre Augenlider waren warm von seinem Atem.

Dann änderte die Weisheit ihre Methode und sprach von Erkundigungen und Nachforschungen. Es mochte ja sein, dass der junge Mann reich war – wenn, dann aber müsste man ans Heiraten denken. An der Ohrmuschel des

Mädchens brachen sich die Wellen weltlicher Schlauheit. Die Pfeile der Berechnung sausten an ihr vorüber. Sie sah, wie sich die dünnen Lippen bewegten, und lächelte.

Plötzlich fühlte sie das Bedürfnis zu sprechen. Das nichtssagende Geschwätz der Alten verwirrte sie. »Mutter, Mutter!«, rief sie aus. »Warum liebt er mich so? Ich weiß, warum ich ihn liebe. Ich liebe ihn, weil er ist, wie die Liebe selbst sein muss. Aber was findet er an mir? Ich bin seiner ja nicht wert. Und doch – warum kann ich nicht sagen – ich spüre, wie tief ich unter ihm stehe, aber ich fühle mich nicht gering. Nein – ich bin stolz, schrecklich stolz. Mutter, hast du meinen Vater so geliebt, wie ich den Märchenprinz liebe?«

Die alte Frau wurde bleich unter der dicken Lage Puder, die ihre Wangen bedeckte, und ihre trockenen Lippen zuckten in krampfendem Schmerz. Sibyl lief zu ihr, schlang ihre Arme um ihren Hals und küsste sie. »Verzeih mir, Mutter, ich weiß, es schmerzt dich, von meinem Vater zu sprechen. Aber es schmerzt dich nur, weil du ihn so geliebt hast. Sei nicht traurig. Heute bin ich so glücklich, wie du vor zwanzig Jahren warst. Ach, wenn ich doch immer so glücklich sein könnte!«

»Mein Kind, du bist viel zu jung, um an Liebe zu denken. Und dann, was weißt du von dem jungen Mann? Du kennst nicht einmal seinen Namen. Die ganze Sache ist höchst unpassend, und ich muss wirklich sagen, gerade jetzt, wo James nach Australien geht und ich an so viele Dinge zu denken habe, hättest du mehr Überlegung zeigen sollen. Immerhin, wie ich schon vorhin sagte, wenn er reich ist ...«

»Ach, Mutter, Mutter, lass mich glücklich sein!«

Mrs. Vane blickte sie an und schloss sie mit einer jener verlogenen theatralischen Gesten, die dem Schauspieler so oft zur zweiten Natur werden, in die Arme. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und ein junger Mensch mit glattem braunem Haar kam ins Zimmer. Er war von untersetzter Gestalt, seine Hände und Füße waren groß und bewegten sich etwas schwerfällig. Er war nicht so fein gebaut wie seine Schwester, und man hätte kaum erraten können, dass zwischen beiden eine so nahe Verwandtschaft bestand. Mrs. Vane richtete ihre Augen auf ihn und vertiefte ihr Lächeln. Im Geist erhob sie ihren Sohn zur Würde eines Publikums. Sie war überzeugt, dass die Szene interessant war.

»Du könntest dir einige Küsse für mich aufheben, Sibyl«, sagte der junge Bursche mit gutmütigem Brummen.

»Du hast doch Küsse gar nicht mal gern, Jim!«, rief sie ihm zu. »Du bist ein schrecklicher alter Bär!« Dann lief sie durchs Zimmer und tätschelte ihn.

James Vane sah zärtlich seiner Schwester ins Gesicht. »Ich möchte mit dir spazieren gehen, Sibyl. Ich glaube nicht, dass ich das scheußliche London je wiedersehe. Ich mache mir auch gar nichts daraus.«

»Mein Sohn, du solltest so schreckliche Dinge nicht sagen«, flüsterte Mrs. Vane, während sie ein geschmacklos ausgeputztes Theaterkostüm seufzend aufnahm und es auszubessern begann. Sie fühlte eine kleine Enttäuschung, weil er sich nicht der Gruppe angeschlossen hatte. Das würde die malerische Wirkung der Szene erheblich gesteigert haben.

»Warum nicht, Mutter? Es ist mein Ernst.«

»Du kränkst mich, mein Sohn. Ich habe das Vertrauen, dass du von Australien mit Glücksgütern im Überfluss zurückkehrst. Ich vermute, es gibt dort keinerlei Gesellschaft, wenigstens nicht das, was ich Gesellschaft nennen würde; wenn du also ein Vermögen erworben hast, musst du zurückkommen und dich in London zur Geltung bringen.«

»Gesellschaft?!«, murmelte der junge Mann. »Davon will ich gar nichts wissen. Ich möchte nur so viel Geld verdienen, dass ich dich und Sibyl vom Theater wegnehmen kann. Ich hasse es.«

»Jim«, sagte Sibyl lachend, »wie unliebenswürdig du bist! Aber, willst du wirklich mit mir spazieren gehen? Das ist nett von dir. Ich habe schon Angst gehabt, dass du dich bei deinen Freunden verabschieden willst – bei Tom Hardy, der dir die grässliche Pfeife geschenkt hat, oder bei Ned Langton, der dich auslacht, weil du sie rauchst. Es ist sehr lieb von dir, dass du mir deinen letzten Nachmittag schenkst. Wohin wollen wir gehen? Wollen wir in den Park?«

»Dazu seh ich zu schäbig aus«, antwortete er stirnrunzelnd. »Nur die feinen Leute gehen in den Park.«

»Unsinn, Jim«, flüsterte sie und streichelte seinen Rockärmel.

Er zögerte noch einen Augenblick. »Na schön!«, sagte er schließlich. »Mach aber nicht zu lange mit dem Anziehen.«

Sie tanzte zur Tür hinaus. Man konnte sie singen hören, während sie die Treppe hinauf lief, ihre kleinen Füße trippelten oben. Er ging zwei-, dreimal durch das Zimmer und wandte sich dann der schweigsamen Gestalt im Sessel zu.

»Mutter, sind meine Sachen fertig?«, fragte er.

»Alles in Ordnung, James«, antwortete sie, hielt aber die Augen auf ihre Arbeit gerichtet. Seit einigen Monaten schon fühlte sie sich unbehaglich, wenn sie mit ihrem rauhen, ernsten Sohn allein war. Ihre im Grunde oberflächliche Natur wurde beunruhigt, wenn ihre Augen sich trafen. Sie fragte sich schon seit langer Zeit, ob er einen Verdacht habe. Das Schweigen, das

entstand, da er nichts mehr sagte, wurde ihr unerträglich. Sie begann also zu klagen. Frauen verteidigen sich, indem sie angreifen, gradeso, wie sie durch plötzliches und unerwartetes Nachgeben angreifen. »Hoffentlich wirst du glücklich in deinem Beruf als Seemann, James. Du musst immer daran denken, dass es deine eigene Wahl war. Du hättest in ein Anwaltsbureau eintreten können. Anwälte sind ein sehr respektable Stand und werden auf dem Land oft in den besten Familien eingeladen.«

»Ich hasse Bureaus und ich hasse Schreiber«, antwortete er. »Aber du hast ganz recht, ich habe mir mein Leben selbst gewählt. Alles, was ich sage, ist: Gib auf Sibyl acht, damit ihr kein Unglück zustößt. Mutter, du musst über ihr wachen!«

»James, du hast eine merkwürdige Art, mit mir zu reden. Natürlich wache ich über Sibyl.«

»Ich habe aber gehört, dass ein junger Mann jeden Abend ins Theater kommt, hinter die Bühne geht und mit ihr spricht. Ist das wahr? Wie verhält sich's damit?«

»James, du sprichst über Dinge, von denen du nichts verstehst. Wir in unserem Beruf sind gewöhnt, eine Menge höchst erfreulicher Aufmerksamkeiten zu empfangen. Ich selbst habe in früheren Zeiten viele Blumen bekommen. Das war allerdings zu einer Zeit, als man vom Spielen noch etwas verstand. Was Sibyl anbelangt, so kann ich im Augenblick nicht entscheiden, ob ihre Neigung ernst ist oder nicht. Es ist aber kein Zweifel darüber, dass der infrage stehende junge Mann ein vollendeter Gentleman ist. Er ist immer ungemein höflich zu mir. Er sieht auch aus, als wär er reich, und die Blumen, die er schickt, sind entzückend.«

»Bei alldem weißt du nicht einmal seinen Namen«, sagte der junge Mann scharf.

»Nein«, antwortete die Mutter mit gelassenem Gesichtsausdruck. »Er hat uns seinen wirklichen Namen noch nicht verraten. Ich finde das sehr romantisch. Wahrscheinlich ist er von Adel.«

James Vane biss sich auf die Lippen. »Gib auf Sibyl acht!«, schrie er. »Gib auf sie acht!«

»Mein Sohn, du kränkst mich ungemein. Sibyl steht dauernd unter meiner besonderen Obhut. Natürlich, falls dieser junge Gentleman vermögend ist, sehe ich keinen Grund, weshalb sie nicht eine Verbindung mit ihm eingehen soll. Ich bin fest überzeugt, er gehört zum hohen Adel. Er sieht ganz so aus, muss ich sagen. Er könnte eine brillante Partie für Sibyl werden. Sie würden ein entzückendes Paar sein. Seine Schönheit ist wirklich ganz außerordentlich. Jedermann bemerkt sie.«

Der junge Mann murmelte etwas vor sich hin und trommelte mit seinen derben Fingern gegen die Scheibe. Er hatte sich gerade umgewandt, um noch etwas zu sagen, als die Tür aufging und Sibyl rasch hereinkam.

»Was macht ihr beide denn für ernste Gesichter!«, rief sie. »Was ist denn los?«

»Nichts«, antwortete er. »Man muss doch schließlich auch mal ernst sein. Adieu, Mutter. Ich will um fünf Uhr essen. Alles ist eingepackt bis auf die Hemden, du brauchst dich also um nichts zu kümmern!«

»Adieu, mein Sohn«, antwortete sie mit einem Kopfnicken von erkünstelter Würde.

Sie ärgerte sich sehr über den Ton, den er ihr gegenüber angeschlagen hatte, und in seinem Blick lag etwas, das ihr Angst machte.

»Gib mir einen Kuss, Mutter«, sagte das Mädchen. Die blütengleichen Lippen berührten ihre verwitterten Wangen und wärmten ihre Kälte.

»Mein Kind, mein Kind!«, rief Mrs. Vane aus, zur Decke aufblickend, als suche sie den Beifall einer imaginären Galerie.

»Komm, Sibyl«, sagte der Bruder ungeduldig. Er konnte die affektierten Posen seiner Mutter nicht ausstehen.

Sie gingen hinaus in den schimmernden, windbewegten Sonnenschein und schlenderten die öde Euston Road hinab. Die Leute blickten verwundert auf den finsternen, schwerfälligen jungen Mann in dem groben, schlecht sitzenden Anzug, der ein so anmutiges, fein aussehendes Mädchen begleitete. Er glich einem Gemüsegärtner, der mit einer Rose in der Hand geht.

Jim runzelte von Zeit zu Zeit die Stirne, wenn er den forschenden Blick eines Fremden bemerkte. Er hatte die Abneigung dagegen, angestarrt zu werden, die geniale Menschen erst so spät im Leben bekommen und die den gewöhnlichen Mann nie verlässt. Sibyl dagegen wusste nichts von der Wirkung, die sie hervorbrachte. Ihre Liebe zitterte lachend auf ihren Lippen. Sie dachte an ihren Märchenprinzen, und um besser an ihn denken zu können, sprach sie nicht von ihm, sondern plauderte von dem Schiff, auf dem Jim wegfahren sollte, von dem Gold, das er sicher finden, von der geheimnisvollen Erbin, die er aus den Händen verruchter, rotblusiger Buschräuber retten würde. Denn er sollte nicht Matrose bleiben oder Landungsaufseher oder was er sonst jetzt werden würde. O nein! Das Matrosenleben war zu furchtbar. Man denke nur, in einem schrecklichen Schiff eingepfercht zu sein, während die rohen, hochgehenden Wellen immer eindringen wollen und ein heulender Wind die Maste niederwirft und die Segel zu langen, klatschenden Streifen zerreißt. Er sollte in Melbourne von Bord gehen, dem Kapitän höflich Adieu sagen und sofort nach den Gold-

feldern wandern. Bevor noch eine Woche vergangen wäre, würde er auf einen großen Goldklumpen stoßen, auf den größten, der je entdeckt worden sei, und ihn in einem großen Wagen, den sechs berittene Polizisten bewachen würden, zur Küste schaffen. Die Buschräuber würden sie dreimal überfallen und nach einem ungeheuren Gemetzel zurückgeschlagen werden. Oder nein: Er sollte überhaupt nicht zu den Goldfeldern gehen. Das wäre eine schreckliche Gegend, wo die Leute sich betrinken und einander in Kneipen totschiessen und furchtbar fluchten. Er sollte ein netter Schafzüchter werden, und eines Abends, wenn er nach Hause ritte, würde er der schönen Erbin begegnen, die gerade von einem Räuber auf einem Rappen entführt würde, ihm nachsetzen und sie befreien. Natürlich würde sie sich in ihn verlieben und er in sie. Er würde sie heiraten, nach Hause kommen und mit ihr in einem prachtvollen Haus in London leben. Ja, entzückende Dinge warteten auf ihn, aber er müsse auch sehr gut sein, nie zornig werden und nie sein Geld vergeuden. Sie sei nur ein Jahr älter als er, aber sie wisse so viel mehr vom Leben. Er müsse ihr auch ganz gewiss an jedem Posttag schreiben und jeden Abend beten, bevor er schlafen gehe. Gott sei sehr gut und werde über ihm wachen. Auch werde sie für ihn beten und in ein paar Jahren werde er reich und glücklich nach Hause zurückkehren.

Der junge Mann hörte ihr verdrossen zu und gab keine Antwort. Ihm tat das Herz weh, weil er von der Heimat wegmusste.

Aber das war es nicht allein, was ihn düster und mürrisch stimmte. Obwohl er gar keine Lebenserfahrung hatte, empfand er doch sehr lebhaft die Gefahr, die Sibyls Beruf mit sich brachte. Dieser junge Stutzer, der ihr den Hof machte, konnte nichts Gutes beabsichtigen. Er war ein vornehmer Mann, und das trug ihm Jims Hass ein, der ganz instinktiv war, für den er keinen bestimmten Grund angeben konnte, und der gerade darum umso stärker in ihm war. Er kannte auch die Oberflächlichkeit und die Eitelkeit seiner Mutter und sah darin eine ungeheure Gefahr für Sibyl und Sibyls Glück. Kinder lieben anfangs ihre Eltern, und wenn sie älter werden, urteilen sie über sie, und manchmal vergeben sie ihnen sogar.

Die Mutter! Seit Langem lastete eine Frage an sie auf ihm, der Gedanke an etwas, was er schweigend Monate hindurch mit sich herumgetragen hatte. Eine zufällige Bemerkung, die er im Theater aufgeschnappt hatte, ein geflüstertes Spottwort, das eines Abends, als er an der Bühnentür wartete, an sein Ohr gedrungen war, hatte eine Folge schrecklicher Vorstellungen in ihm entfesselt. Er erinnerte sich daran wie an den Hieb einer Reitpeitsche, der sein Gesicht getroffen. Seine Augenbrauen kniffen sich zu einer keilförmigen

gen Furche zusammen und in einem plötzlichen schmerzlichen Krampf biss er in seine Unterlippe.

»Du hörst ja nicht ein Wort von dem, was ich sage, Jim!«, rief Sibyl aus. »Dabei mache ich die entzückendsten Pläne für deine Zukunft. Sag doch auch mal was!«

»Was soll ich sagen?«

»Dass du ein guter Bruder sein wirst und uns nicht vergisst«, antwortete sie, ihn anlächelnd.

Er zuckte die Achseln. »Es ist eher wahrscheinlich, dass du mich vergisst, als dass ich dich vergesse.«

Sie errötete. »Wie meinst du das, Jim?«, fragte sie.

»Du hast einen neuen Freund. Wer ist er übrigens? Warum hast du mir nichts von ihm gesagt? Er hat nichts Gutes mit dir vor!«

»Hör auf, Jim«, rief sie aus, »du darfst nichts gegen ihn sagen. Ich liebe ihn.«

»Und dabei weißt du nicht einmal seinen Namen«, erwiderte er. »Wer ist er? Ich habe ein Recht, das zu wissen.«

»Er heißt der Märchenprinz. Ist der Name nicht schön? O du dummer Bub, du sollst ihn nie vergessen! Wenn du ihn nur sehen würdest, müsstest du ihn für den wundervollsten Menschen auf der Welt halten. Eines schönen Tages wirst du ihn kennenlernen, wenn du von Australien zurückkommst. Du wirst ihn sehr lieb haben. Jeder Mensch hat ihn lieb und ich ... liebe ihn. Ich wollte, du könntest heut Abend ins Theater kommen. Er wird da sein und ich soll die Julia spielen. Oh, wie ich sie spielen werde! Denk nur, Jim, lieben und die Julia spielen! Wissen, dass er dasitzt – ihm zur Freude spielen! ... Ich fürchte, ich werde die Zuschauer erschrecken, sie erschrecken oder entzücken. Lieben heißt sich selbst übertreffen. Der arme grässliche Mr. Isaacs wird seinen Kumpanen an der Bar zuschreien, ich sei ein Genie. Das hat er ihnen schon immer als einen Glaubenssatz gepredigt, heute Abend wird er mich als eine Offenbarung verkünden. Ich fühle das, und all das ist sein Werk, nur sein, des Märchenprinzen, meines wunderbaren Geliebten, meines Gottes der Gnaden. Ich aber bin ein armes Ding. Arm – was liegt daran? ›Schleicht die Armut in ein Haus, fliegt die Lieb zur Tür hinaus.‹ Die alten Sprichwörter müssen umgeändert werden. Sie sind im Winter erfunden worden und jetzt ist's Sommer. Für mich Frühling, ein Tanz der Blüten unter blauem Himmel.«

»Er ist ein vornehmer Mann«, sagte Jim finster.

»Ein Prinz!«, rief sie mit melodischer Stimme. »Was willst du mehr?«

»Er wird dich knechten.«

»Ich erschrecke bei dem Gedanken, frei zu sein.«

»Du sollst dich vor ihm hüten.«

»Ihn ansehen, heißt ihn anbeten, ihn kennen, heißt ihm vertrauen!«

»Sibyl, er hat dich verrückt gemacht.«

Sie lachte und nahm seinen Arm. »Mein lieber alter Jim, du sprichst so, als wärst du hundert Jahre alt. Einmal wirst du selbst lieben, und dann erst wirst du wissen, was das bedeutet. Sieh mich nicht so brummig an! Du solltest dich bei dem Gedanken freuen, dass du mich glücklicher zurücklässt, als ich je vorher gewesen bin. Das Leben war bisher für uns beide hart, furchtbar hart und schwer. Aber jetzt wird's anders. Du gehst in eine neue Welt und ich habe eine neue gefunden ... Da sind zwei Stühle, wir wollen uns hinsetzen und die eleganten Leute beobachten, die vorübergehen.«

Sie setzten sich mitten zwischen eine Menge Gaffer. Die Tulpenbeete längs des Weges flammten wie zuckende Feuerringe. Ein weißer Dunst wie eine zitternde Wolke von Irisstaub hing in der gleißenden Luft. Die hellfarbigen Sonnenschirme tanzten und wippten auf und ab wie riesengroße Schmetterlinge.

Sie veranlasste ihren Bruder, von sich, seinen Hoffnungen und seinen Plänen zu reden. Er redete nur zögernd und mühsam. Sie sprachen miteinander, wie Spieler sich bei einem Spiel die Points ansagen. Es drückte Sibyl nieder. Sie konnte ihm ihre Freude nicht mitteilen. Ein leichtes Lächeln, das seinen finsternen Mund verzog, war die einzige Antwort, die sie erhielt. Nach einiger Zeit verstummte sie ganz. Plötzlich erblickte sie einen Schimmer von goldenem Haar und lachende Lippen: In einem offenen Wagen fuhr Dorian Gray mit zwei Damen vorüber.

Sie sprang auf. »Da ist er!«, rief sie.

»Wer?«, fragte Jim Vane.

»Der Märchenprinz«, antwortete sie und blickte dem Wagen nach.

Er erhob sich rasch und packte sie rau am Arm. »Zeige ihn mir. Welcher ist es? Zeige ihn mir, ich muss ihn sehen!«, schrie er. Aber in diesem Augenblick fuhr gerade das Viergespann des Herzogs von Berwick vorbei, und als die Aussicht wieder frei war, hatte der Wagen den Park schon verlassen.

»Er ist fort«, murmelte Sibyl traurig. »Ich wünschte, du hättest ihn gesehen.«

»Ich wünschte es auch. Denn so wahr ein Gott im Himmel lebt, wenn er dir je ein Leid antut, bring ich ihn um!«

Sie sah ihn erschreckt an. Er wiederholte seine Worte. Sie schnitten durch die Luft wie ein Schwert. Die Leute um sie her fingen an, sie anzustarren. Eine Dame, die nahebei stand, kicherte.

»Komm fort, Jim, komm fort«, flüsterte sie ihm zu. Er folgte ihr mit störrischer Miene, als sie die Menge durchschritt. Er war zufrieden, dass er dies Gelübde getan hatte. Erst als sie die Achillesstatue erreicht hatte, drehte sie

sich nach ihm um. In ihren Augen lag Mitleid, das auf ihren Lippen zu einem Lächeln wurde. Sie schüttelte den Kopf über ihn. »Du bist verrückt, Jim, ganz und gar verrückt. Ein böser Bub – sonst nichts. Wie kannst du etwas so Entsetzliches sagen? Du weißt ja gar nicht, was du sprichst. Du bist einfach eifersüchtig und unliebenswürdig. Ich möchte, dass du dich bald verliebst. Liebe macht die Menschen gut – aber was du gesagt hast, war schlecht.«

»Ich bin erst sechzehn«, gab er zur Antwort. »Aber ich weiß, was ich zu tun habe. Mutter kann dir nicht helfen, die weiß nicht, wie man dich behüten muss. Ich wünschte jetzt, dass ich überhaupt nicht nach Australien gehen müsste. Ich denke sehr daran, die ganze Sache zu lassen. Ich täte es bestimmt, wenn meine Papiere nicht schon unterschrieben wären.«

»Du sollst nicht so ernsthaft reden, Jim. Du gleichst sonst einem von den Helden aus den dummen Melodramen, in denen Mutter so gern gespielt hat. Ich will mich mit dir nicht streiten. Ich habe ihn gesehen und ihn sehen ist ein vollkommenes Glück. Wir wollen nicht streiten. Ich bin ja überzeugt, dass du nie jemandem, den ich liebe, etwas antun wirst.«

»Nicht, solange du ihn liebst«, war die finstere Antwort.

»Ich werde ihn immer lieben!«, rief sie.

»Und er? ...«

»Mich auch immer.«

»Das wäre sein Glück!«

Sie schrak vor ihm zurück. Dann aber lachte sie und legte die Hand auf seinen Arm. Er war ja doch nur ein Bub.

Am Marble Arch nahmen sie einen Omnibus, der sie bis dicht zu ihrer dürftigen Wohnung in Euston Road brachte. Es war schon fünf Uhr vorüber, und Sibyl musste sich noch ein paar Stunden niederlegen, bevor sie auftrat. Jim bestand darauf, dass sie es tat. Er sagte, er würde von ihr leichter Abschied nehmen, wenn die Mutter nicht dabei wäre. Sie würde sicher eine Szene machen und er hasste Szenen aller Art.

So nahmen sie in Sibyls Zimmer Abschied. Im Herzen des Jünglings glühte Eifersucht und ein grimmiger, mörderischer Hass auf den Fremden, der, wie ihm schien, zwischen sie getreten war. Als dann aber ihre Arme sich um seinen Hals schlangen und ihre Finger über sein Haar strichen, wurde er weich und küsste sie voll inniger Zärtlichkeit. Als er hinunterging, standen Tränen in seinen Augen.

Die Mutter wartete unten auf ihn. Als er eintrat, zankte sie über seine Unpünktlichkeit. Er gab keine Antwort, sondern setzte sich vor sein mageres Mahl. Die Fliegen summten um den Tisch herum und krochen über das

fleckige Tischtuch. Durch den Lärm der vorbeihullenden Omnibusse und das Klappern der Wagen auf der Straße hindurch hörte er die monotone Stimme der Mutter, die ihm die wenigen Minuten, die ihm noch übrig blieben, vergällte.

Nach einer Weile schob er seinen Teller weg und stützte den Kopf in die Hände. Er fühlte, dass er ein Recht habe, alles zu erfahren. Wenn die Dinge lagen, wie er vermutete, hätte er es längst wissen müssen. Von Furcht niedergedrückt, beobachtete ihn die Mutter. Die Worte tröpfelten ihr mechanisch von den Lippen. In den Fingern zerknüllte sie ein zerrissenes Spitzentuch. Als die Uhr sechs schlug, stand er auf und ging zur Tür. Dort drehte er sich um und sah sie an. Ihre Blicke begegneten sich. In ihren Augen las er die flehentliche Bitte um Mitleid, die ihn wütend machte.

»Mutter, ich habe eine Frage an dich«, sagte er.

Ihre Augen irrten im Zimmer umher. Sie gab keine Antwort.

»Sag mir die Wahrheit – ich habe ein Recht, sie zu erfahren. Warst du mit unserem Vater verheiratet?«

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war ein Seufzer der Erleichterung. Der schwere Augenblick, vor dem sie sich Tag und Nacht seit Wochen und Monaten geängstigt hatte, war endlich gekommen, und sie hatte auf einmal keine Furcht. Ja, es war gewissermaßen eine Enttäuschung für sie. Die gemeine Deutlichkeit der Frage verlangte eine deutliche Antwort. Die Situation war nicht in langsamer Steigerung herbeigeführt worden. Sie war brutal und erinnerte sie an eine misslungene Probe.

»Nein«, antwortete sie, erstaunt über die raue Einfachheit des Lebens.

»Dann war mein Vater ein Schuft!«, schrie der junge Mann, die Faust ballend.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wusste ja, dass er nicht frei war. Wir haben uns sehr geliebt, und wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er für uns gesorgt. Sage nichts gegen ihn, mein Sohn, er war dein Vater und ein vornehmer Mann. Er hatte wirklich vornehme Verbindungen.«

Ein Fluch kam von seinen Lippen. »Meinetwegen ist es ja gleich – aber lass Sibyl nicht ... Es ist auch ein vornehmer Mann, der sie liebt, nicht wahr? Oder er sagt es wenigstens! ... Wahrscheinlich auch mit den besten Verbindungen! ...«

Einen Augenblick lang überkam ein schreckliches Gefühl der Erniedrigung die alte Frau. Ihr Kopf sank herab. Mit zitternden Händen wischte sie sich die Augen. »Sibyl hat eine Mutter«, flüsterte sie. »Ich hatte keine.«

Der Jüngling war ergriffen. Er ging zu ihr hin, beugte sich nieder und küsste sie. »Es tut mir leid, wenn ich dich durch eine Frage nach meinem Va-

ter gekränkt habe«, sagte er. »Aber ich konnte nicht anders. Jetzt muss ich fort. Leb wohl! Vergiss nicht, dass du jetzt nur noch ein Kind hast, um das du dich sorgen musst, und glaub mir: wenn dieser Mann meiner Schwester ein Leid antut, werde ich herausfinden, wer er ist, werde ihn verfolgen und ihn töten wie einen Hund. Ich schwöre es!«

Dieser toll aufgeregte Schwur, die leidenschaftlichen Bewegungen, die ihn begleiteten, die wahnsinnigen, melodramatischen Worte schienen der alten Frau das Leben wiederzugeben. Diese Atmosphäre war ihr vertraut. Sie atmete wieder freier und zum ersten Mal seit vielen Monaten bewunderte sie ihren Sohn. Sie hätte gern die Szene auf demselben Gefühlsniveau fortgesetzt, aber er unterbrach sie kurz. Die Koffer mussten heruntergebracht und ein wollenes Halstuch noch besorgt werden. Die Magd des Logierhauses rannte geschäftig hin und her. Mit dem Kutscher wurde gehandelt. So ging der Augenblick in gemeinen Einzelheiten unter. Mit einem abermaligen Gefühl der Enttäuschung ließ sie das zerrissene Spitzentaschentuch aus dem Fenster flattern, als ihr Sohn wegfuhr. Sie war überzeugt, dass eine große Gelegenheit versäumt worden sei. Sie tröstete sich damit, dass sie Sibyl sagte, wie trostlos ihr Leben nun sein werde, da sie jetzt nur ein einziges Kind habe, für das sie sorgen müsse. Dieser Satz war ihr im Gedächtnis geblieben, denn er hatte ihr gefallen. Von seinem Schwur sagte sie nichts. Er war zwar lebendig und dramatisch zum Ausdruck gekommen, aber sie hatte das Gefühl, dass sie eines Tages alle darüber lachen würden.

SECHSTES KAPITEL

»Sie haben die Neuigkeit vermutlich schon gehört, Basil?«, sagte Lord Henry am selben Abend, als Hallward in das kleine Zimmer im ›Bristol‹ trat, wo für drei zum Diner gedeckt war.

»Nein, Henry«, antwortete der Künstler, während er seinen Hut und seinen Rock dem sich verbeugenden Kellner gab. »Was ist los? Hoffentlich nichts Politisches, das mich nichts angeht. In dem ganzen Abgeordnetenhaus gibt es keine einzige Person, die man malen könnte, wenn auch einigen von ihnen etwas Firnis nicht schaden könnte.«

»Dorian Gray hat sich verlobt«, sagte Lord Henry und beobachtete den Maler, während er sprach.

Hallward schrak zurück und runzelte die Stirn. »Dorian verlobt?!«, rief er aus. »Unmöglich!«

»Es ist aber durchaus wahr.«

»Mit wem?«

»Mit irgendeiner kleinen Schauspielerin.«

»Ich kann es nicht glauben. Dazu ist Dorian doch viel zu vernünftig.«

»Dorian ist viel zu klug, lieber Basil, um nicht von Zeit zu Zeit eine Dummheit zu machen.«

»Heiraten ist kaum eine Sache, die man von Zeit zu Zeit tun kann, Henry.«

»Höchstens in Amerika«, erwiderte Lord Henry in lässigem Ton. »Aber ich habe ja nicht gesagt, dass er sich verheiratet hat. Ich sagte nur, er habe sich verlobt – und das ist ein großer Unterschied. Ich erinnere mich ganz genau daran, dass ich verheiratet bin, aber ich kann mich nicht entsinnen, je verlobt gewesen zu sein. Ich glaube fast, dass ich mich nie verlobt habe.«

»Aber denken Sie doch an Dorians Geburt, seine Stellung, sein Vermögen! Es wäre doch ganz sinnlos, wenn er so tief unter seinem Stand heiraten würde.«

»Wenn Sie wollen, dass er das Mädchen ganz bestimmt heiratet, brauchen Sie ihm das nur zu sagen, Basil. Dann tut er es sicher. Wenn ein Mann etwas ganz Dummes tut, so geschieht das stets aus den edelsten Motiven.«

»Ich hoffe nur, es ist ein anständiges Mädchen, Henry. Ich möchte Dorian nicht an irgendeine schlechte Kreatur gefesselt sehen, die ihn herabzieht und seinen Geist verdirbt.«

»Oh, sie ist mehr als anständig – sie ist schön«, sagte Lord Henry und nippte an einem Glas, in dem Wermut mit dem Saft von bitteren Orangen gemischt war. »Dorian sagt, dass sie schön ist, und in diesen Dingen irrt er sich nicht. Das Bild, das Sie von ihm gemalt haben, hat ihm das Urteil über die äußere Erscheinung anderer Menschen geschärft. Es hat unter anderem auch diesen glänzenden Erfolg gehabt. Wir sollen sie übrigens heute Abend sehen, wenn unser junger Freund seine Abmachung nicht vergisst.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Vollständig, Basil. Es würde mich elend machen, wenn ich je in meinem Leben ernsthafter sein müsste als jetzt.«

»Billigen Sie es denn, Henry?«, fragte der Maler, während er im Zimmer auf und ab ging und sich auf die Lippen biss. »Sie können es doch unmöglich billigen. Das Ganze ist eine törichte Verblendung.«

»Ich billige nie etwas und missbillige nie etwas, denn das ist eine ganz verkehrte Einstellung zum Leben. Wir sind nicht in die Welt geschickt, um unsere moralischen Vorurteile spazieren zu führen. Ich nehme nie Notiz von dem, was die gewöhnlichen Leute sagen, und ich mische mich nie in das, was nette Leute tun. Wenn mich eine Persönlichkeit fesselt, dann ist jede Ausdrucksform, die diese Persönlichkeit wählt, für mich ein Genuss. Dorian

Gray verliebt sich in ein schönes Mädchen, das die Julia spielt, und will sie heiraten. Warum nicht? Wenn er Messalina zur Frau nehmen wollte, würde er darum nicht weniger interessant sein. Sie wissen, ich bin kein Verteidiger der Ehe. Der wirkliche Nachteil der Ehe ist, dass man durch sie uneigennützig wird – und selbstlose Menschen sind farblos. Es fehlt ihnen an Individualität. Immerhin, es gibt gewisse Temperamente, die durch die Ehe komplizierter werden. Sie behalten ihren eigenen Egoismus und dehnen ihn auf viele andere Egos aus. Sie sind gezwungen, mehr als ein Leben zu führen. Sie werden also feiner organisiert – und immer feiner organisiert zu werden, scheint mir der Sinn des menschlichen Lebens zu sein. Aber abgesehen davon, jede Erfahrung hat ihren Wert, und was sich auch gegen die Ehe sagen lässt, eine Erfahrung ist sie bestimmt. Ich hoffe also, Dorian Gray wird dies Mädchen heiraten, wird sie sechs Monate lang leidenschaftlich anbeten und dann plötzlich von einer anderen angezogen werden. Das wäre ein prachtvolles psychologisches Problem.«

»Henry, nicht ein Wort von alledem meinen Sie ernst – das wissen Sie ja selbst. Wenn Dorian Grays Leben zerstört würde, wäre kein Mensch trauriger als Sie. Sie sind viel besser, als Sie sich machen!«

Lord Henry lachte. »Der Grund, weshalb wir so gut von anderen denken, ist einfach, dass wir Angst für uns selbst haben. Die Grundlage des Optimismus ist nichts als Angst. Wir halten uns für hochherzig, weil wir unserem Nachbar die Tugenden zuschreiben, aus denen für uns ein Vorteil erwachsen könnte. Wir rühmen den Bankier, damit wir unser Konto überschreiten können, und finden in dem Briganten gute Eigenschaften, weil wir hoffen, dass er unseren Geldbeutel verschonen wird. Was ich gesagt habe, ist mein voller Ernst. Ich verachte den Optimismus von ganzem Herzen. Was aber das zerstörte Leben angeht: Kein Leben ist zerstört, solange sein Wachstum nicht gehemmt ist. Wenn man Persönlichkeit verderben will, braucht man sie nur zu verbessern. Die Ehe allerdings, die ist töricht. Aber es gibt ja noch andere und interessantere Bindungen zwischen Mann und Frau. Natürlich werde ich eher zu diesen raten. Sie haben überdies den Reiz, in Mode zu sein. Da ist übrigens Dorian selbst. Er wird Ihnen mehr sagen können als ich.«

»Lieber Henry, lieber Basil, ihr müsst mir beide Glück wünschen«, sagte der Jüngling, während er den Abendmantel mit dem atlasgefütterten Überwurf auszog und den Freunden die Hände schüttelte. »Ich war nie im Leben so selig. Natürlich ist alles ganz plötzlich gekommen. Alles wirklich Schöne kommt plötzlich. Und doch scheint es mir, als sei es das einzige gewesen, wonach ich mich mein Leben lang gesehnt habe.« Er war rot vor Aufregung und Freude und sah außerordentlich hübsch aus.

»Ich hoffe, Sie werden immer sehr glücklich sein«, sagte Hallward. »Aber ich kann es Ihnen nicht verzeihen, dass Sie mir Ihre Verlobung nicht vorher mitgeteilt haben. Henry haben Sie davon verständigt.«

»Und ich kann es Ihnen nicht verzeihen, dass Sie zu spät zum Essen kommen!«, unterbrach Lord Henry lächelnd und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes. »Kommen Sie, wir wollen uns setzen und sehen, was der neue Küchenchef hier kann. Und dann sollen Sie uns erzählen, wie alles gekommen ist!«

»Da ist wirklich nicht viel zu erzählen!«, sagte Dorian, als sie sich um den kleinen Tisch gesetzt hatten. »Was geschah, war einfach genug. Als ich Sie gestern Nachmittag verließ, Henry, zog ich mich an, aß in dem kleinen italienischen Restaurant in der Rupert Street, das ich durch Sie kenne, und ging um acht Uhr ins Theater. Sibyl spielte die Rosalinde. Natürlich war die Szenerie gräulich und der Orlando völlig unmöglich. Aber Sibyl! Sie hätten sie sehen sollen. Als sie in ihren Knabenkleidern auftrat, war sie einfach wunderbar. Sie trug ein moosgrünes Samtwams mit zimtfarbenen Ärmeln, eine anliegende braune Hose, die unter den Knien kreuzweise geschnürt war, ein zierliches grünes Barett, an dem eine Falkenfeder mit einem Edelstein befestigt war, und einen dunkelrot gefütterten Mantel. Sie war mir nie so schön erschienen. Sie hatte all die zarte Grazie jener Tanagrafigur, die Sie in Ihrem Atelier haben, Basil. Das Haar rahmte ihr Gesicht ein, wie dunkle Blätter eine blasse Rose. Und dann ihr Spiel! Nun, Sie werden sie ja heute Abend sehen. Sie ist einfach eine geborene Künstlerin. Ich saß wie bezaubert in der schmierigen Loge. Ich vergaß, dass ich in London, im neunzehnten Jahrhundert lebe. Ich war mit meiner Geliebten weit fort in einem Wald, den noch kein Mensch betreten. Nach der Vorstellung ging ich hinter die Szene und sprach mit ihr. Als wir nebeneinandersaßen, trat plötzlich in ihre Augen ein Ausdruck, den ich nie vorher gesehen hatte. Meine Lippen neigten sich ihr zu. Wir küssten uns. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich dabei empfunden habe. Es schien mir, als ob mein ganzes Leben in einen Augenblick rosenroter Lust zusammengespreßt sei. Sie zitterte am ganzen Körper und bebte wie eine weiße Narzisse. Dann warf sie sich auf die Knie und küsste meine Hände. Ich weiß, dass ich Ihnen alles das nicht erzählen sollte, aber ich kann nicht anders. Natürlich ist unsere Verlobung tiefstes Geheimnis. Sie hat nicht einmal ihrer Mutter etwas davon verraten. Ich weiß nicht, was meine Vormünder dazu sagen werden. Lord Radley wird sicher wütend sein. Ist mir einerlei! In weniger als einem Jahr bin ich volljährig, und dann kann ich tun, was ich will. Hatte ich nicht recht, Basil, meine Liebe aus der Dichtung zu holen und meine Frau in Shakespeares Dramen zu suchen? Lippen, die Shakespeare reden gelehrt hat, haben

